Akademie-Lesehalle

Akad. Lesehalle
Heidelberg

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN IM REICHSKRIEGSMINISTERIUM

1. JAHRGANG
Nr. 9
BERLIN
5. MÄRZ 1937

EINZELPREIS
25 Rpf.
und Bestellgeld
ERSCHEINT
2 MAL MONATL.

Diesem Heft liegt eine achtfarbige Bildtafel bei:
Fahnen und Standarten der Deutschen Wehrmacht

Foto: Presse-Illustrationen Hoffmann

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0303

gefördert durch
Baden-Württemberg

Einst entmilitarisierte Zone
Heute frei
durch des Führers Tat vom 7. März 1936!

NIEDERLANDE
BELGIEN
LUXEMBURG
FRANKREICH
DEUTSCHES REICH
SCHWEIZ
Rhein
Mosel
Saar
Nahe
Main
Neckar

Hannover
Braunschweig
Kassel
Admiral Graf Spee-Brücke
Adolf Hitler-Brücke
Duisburg
Essen
Bochum
Wuppertal
Krefeld
Düsseldorf
Köln
Aachen
Ordensburg Vogelsang
Hermann Göring-Brücke
Nürburgring
Niederwalddenkmal
Nauheim
Koblenz
Wiesbaden
frankfurt
Südwestdeutscher Flughafen Rhein-Main
Mainz
Darmstadt
Kreuznach
Trier
Würzburg
Worms
Mannheim
Heidelberg
Kaiserslautern
Saarbrücken
Rheinbrücke bei Maxau
Stuttgart
Kehl
Freiburg
Ulm
Bodensee

VOLK UND REICH KARTE

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0304
gefördert durch
Baden-Württemberg

Wehrfreiheit und Wehrhoheit

Zum Jahrestag des 16. März 1935 und des 7. März 1936

VON MAJOR JOST, LEITER DER PRESSEGRUPPE IM REICHSKRIEGSMINSTERIUM

Zwei Jahre erst trennen uns von jenem weltgeschichtlichen Entschluß des Führers, der Deutschland das ursprünglichste Recht eines Volkes, das Recht auf Selbstbestimmung seiner Wehrordnung und seiner Landesverteidigung zurückgab; ein Jahr erst ist verflossen seit dem Tag, an dem deutsche Regimenter ins Rheinland einmarschierten und damit die Wehrhoheit über das ganze Reichsgebiet verwirklichten. Erst seit diesen beiden Tagen ist das deutsche Volk wieder frei und der deutsche Staat wieder souverän. Im Kampfe um diese einfachsten und natürlichsten Gegebenheiten unseres Daseins ist das deutsche Volk unter dem Siegesbanner der nationalsozialistischen Idee zur Nation geworden. Ein Volk kann in äußerer Sklaverei und in innerer Zerrissenheit sein Leben fristen; eine Nation muß frei sein, die Ehre über alles stellen und die Macht zur Wahrung ihrer Ehre und ihres Rechtes besitzen; eine Nation ist Schicksals- und Willensgemeinschaft.

Wir leben in einer Zeit, die in allen Bezirken stürmisch vorwärtsdrängt. Entwicklungen, die früher Jahrzehnte brauchten, vollziehen sich heute in Jahren. Das gilt nicht nur für den Ablauf der nationalsozialistischen Revolution im inneren deutschen Leben, sondern auch für das außenpolitische Geschehen auf dem ganzen Erdball. Wer hätte vor wenigen Jahren geglaubt, daß der Aufbau der deutschen Wehrkraft sich in dem gleichen Tempo durchführen ließe, in dem Versailles und Weimar die alte Armee zerstörten? Wie hat sich innerhalb weniger Jahre im Zeichen jener Vorgänge, die wir unter den Stichworten Ferner Osten, Abessinien, Spanien aufzählen können, das politische Weltbild gewandelt?

„Bereit sein ist alles" – dieser Losung folgt man überall in der Welt. Ihr dient das neue Rüstungsprogramm Japans ebenso wie die riesenhafte Aufrüstung Englands; dieser Erkenntnis folgt das faschistische Italien Mussolinis und das autoritäre Polen Rydz-Smiglys. Ob Stalin oder Léon Blum –, ob bolschewistische Diktatur, Volksfront- oder Rechtsregierung: in der Sowjetunion und in Frankreich wird aufgerüstet und weitergerüstet, genau so wie man in diesen Ländern rüstete, als Deutschland entwaffnet war und Litwinow und Briand in Genf die „Abrüstung" priesen. Hier gibt es keinen Unterschied zwischen „Diktaturen" und „Demokratien"; hier gibt es keine „Blockbildung" zwischen Staaten, die rüsten, und solchen, die nicht rüsten. Unterschiede und „Blöcke" gibt es höchstens in bezug auf die Wahrhaftigkeit oder Scheinheiligkeit der Argumente, mit denen die Aufrüstung begründet und die politische Absicht verschleiert wird. Hierbei aber schneiden die „Demokratien" schlecht ab. Es war der englische Kriegsminister Duff Cooper, der kürzlich erklärte, das Beispiel, das England seinerzeit in der Abrüstung gegeben habe, sei nicht befolgt worden; England müsse sich daher jetzt beeilen, um diejenigen einzuholen, denen es einen Vorsprung in der Rüstung gelassen habe. Diese Sätze stimmen haargenau, wenn das Subjekt „England" durch „Deutschland" ersetzt wird. Geschieht dies nicht, dann beweisen diese Sätze eine Gedächtnistrübung, die man nur bedauern kann. Wahrhaftiger und einfacher sagte Generalfeldmarschall von Blomberg in seiner Heldengedenkrede am 21. Februar 1937: „Wir müssen uns bereit machen für die Stunde der Bewährung, deren Glockenschlag nicht von uns abhängt. Wir müssen aber auch im Alltag ein Beispiel geben. Das ist oft schwerer als die Probe eines großen Schicksals."

Wo stehen wir wehrpolitisch heute, zwei Jahre nach der Verkündung der Wehrfreiheit, ein Jahr nach der Wiederinschutznahme der Rheinlande? Auch auf diese Frage hat der Reichskriegsminister in der vorerwähnten Rede die Antwort gegeben, als er im Rückblick auf die jüngste Vergangenheit sagte: „In Hochzeiten nationaler Erneuerung, wie wir sie jetzt durchlaufen haben, ist es nicht schwer, seinen Mann zu stehen. Ein stürmischer Angriff reißt auch den Bedächtigen und Zaghaften mit vorwärts. Schwieriger als der Sturm ist das Halten und der Ausbau einer eroberten Stellung. Darauf aber kommt es jetzt an."

„Halten und Ausbau der Stellung": Der Soldat des Weltkrieges weiß, was das bedeutet. Das heißt militärisch: Ordnen und Festigen der Verbände; Verstärken und Befestigen der erreichten Linie; Heranführen und Bereitstellung von Reserven an Menschen, Waffen und Ausrüstung; Abwehr von Gegenstößen und Gegenangriffen; Fürsorge für die Mannschaft und Zusammenwirken aller Waffen; Arbeit und Wachsamkeit bei Tag und bei Nacht. Wir können deutlicher werden, ohne Belange der Geheimhaltung zu verletzen: Was die Ordnung und Festigung der Verbände anlangt, so mögen in- und ausländische Beobachter unbesorgt sein. Das Erbgut an Führer- und Unterführerschulung aus der Reichswehr und nationalsozialistische Jugendertüchtigung geben einen guten Klang und einen guten Kitt. Die neuen Bataillone sind schon fest und werden täglich fester. Auch der Ausbau der eroberten Stellung schreitet gut vorwärts. Auch ohne sklavische Nachahmung der in vielen Jahren mit ungezähltem Milliardenaufwand geschaffenen Maginotlinie genießen die deutschen Grenzlande heute wieder den Schutz der Landesbefestigung. Ebenso ist die Bildung von Reserven im Gange. Hier allerdings ist Zeit und Mühe erforderlich, weil „das Beispiel, das Deutschland 15 Jahre lang gab, nicht befolgt wurde, weil wir uns beeilen müssen, um diejenigen einzuholen, denen Deutschland einen Vorsprung hinsichtlich der ausgebildeten Reserven gelassen hatte". Das gleiche gilt für Waffen, Munition und Ausrüstung. „Abwehr von Gegenstößen": Wir hören die Forderungen französischer und anderer Staatsmänner auf Bekanntgabe der Rüstungshaushalte, auf Rüstungsbegrenzung und unteilbare Sicherheit. „Spät kommt ihr, doch ihr kommt!" Hat es Deutschland und der Welt genützt, als das Jahrbuch des Völkerbundes anderthalb Jahrzehnte hindurch alljährlich die 4- und 5fach höheren und in steiler Kurve ansteigenden französischen Wehretats im Vergleich zu den Rüstungsangaben Deutschlands veröffentlichte? Hat die Abrüstungskonferenz die Quadratur des Kreises gefunden, als der amerikanische Präsident Hoover bekanntgab, daß die Rüstungsausgaben der Welt 1932 um 70 vom Hundert höher waren als 1913 am Vorabend des Weltkrieges – und das trotz der Entwaffnung der Mittelmächte? Würde die Zurückführung Churchillscher Fieberphantasien auf die Wahrheit hinsichtlich der gegenwärtigen deutschen Rüstungsausgaben bei manischen Deutschenhassern etwas nützen? Weshalb hat man die Angebote des Führers auf Begrenzung der deutschen Heeresstärke auf 200 000 oder 300 000 Mann achtlos in den Papierkorb geworfen? Ist Spanien ein Beispiel für den unteilbaren Frieden oder für den unteilbaren Krieg? – –

„Halten und Ausbau der Stellung": Das heißt wehrpolitisch das gleiche, nur von der Wehrmacht auf die Nation übertragen. „Festigen der Verbände": das trifft für die Wehrmacht wie für die Hitler-Jugend, SA., SS. und Arbeitsdienst zu. „Heranführen von Reserven": Das geschieht bei der Wehrmacht und bei allen Gliederungen und Verbänden der Partei. In materieller Hinsicht wird der zweite Vierjahresplan dafür sorgen. „Fürsorge für die Mannschaft": Das alte soldatische Gesetz ist heute Lebensprinzip der Nation. „Zusammenwirken aller Waffen": Arbeiter, Bauer und Soldat stehen heute schon im neuen Deutschland Schulter an Schulter. Hier kann und muß noch mehr geschehen. Wir müssen weiter Brücken schlagen von Mensch zu Mensch und von Organisation zu Organisation. Das bedeutet keine Verwischung klarer Zuständigkeitsgrenzen, wohl aber eine Vermischung und Zusammenballung von Kräften des Herzens und des Geistes.

So sieht der Soldat die Aufgaben der Zukunft im Rückblick auf die Tage der Wehrhoheit und Wehrfreiheit. Er wird weiter arbeiten und weiter wachsam sein. Er wird sich dabei von den Worten des Oberbefehlshabers der Wehrmacht leiten lassen: „Wir müssen uns bereit machen für die Stunde der Bewährung .... Wir müssen aber auch im Alltag ein Beispiel geben. Das ist oft schwerer als die Probe eines großen Schicksals."

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0305
gefördert durch Baden-Württemberg

Aus Anlaß der Wiederkehr des Jahrestages der Befreiung des Rheinlandes berichten unsere Sonderkorrespondenten aus Garnisonen der früheren entmilitarisierten Zone

Zwischen Abschied und Heimkehr

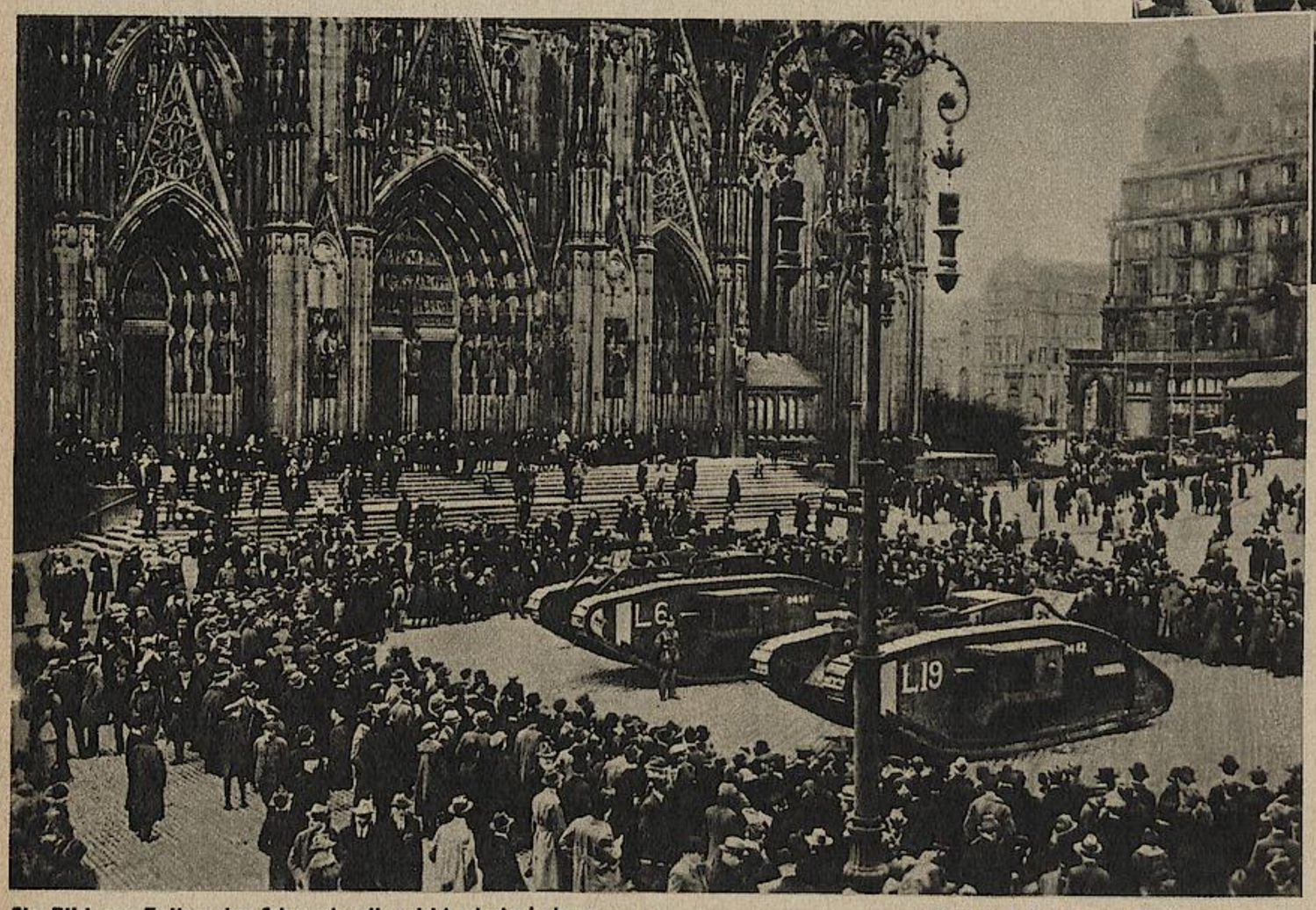
WIE KÖLN WIEDER GARNISONSTADT WURDE

Der letzte Mann des deutschen Heeres (Dezember 1918).

Seit Tagen und Nächten schon holpert es über das Kölner Straßenpflaster. Manchmal mischt sich in das Dröhnen ein starkes Schüttern und Klirren. Dann rollen schwere Geschütze vorbei, das wissen die Anwohner dieser Straßen, die zu den beiden Rheinbrücken führen. Seit Tagen und Nächten schon eine Heersäule, die aus Frankreich kommt, aus der Materialschlacht und nun heimzieht, über den Rhein. Müde schlürfen die Füße der Infanteristen. Abgetrieben, erledigt, schlecht im Futter die Bespannungen. Papierne Blumen schwanken auf den Gewehrmündungen oder im Knopfloch der verschlissenen Uniformen. Auf dem „Heumarkt" hat man zahlreiche Geschütze zusammengefahren. Mit letzter Anstrengung haben die Pferde ihre Pflicht getan, sind dann zurückgegangen, zum Verladebahnhof, wo weitere Geschütze stehen. Auch die gilt es über den Rhein zu schaffen, rechtzeitig, um sie vor dem Zugriff der nachdrängenden Gegner zu retten.

Und nun sind die Fristen abgelaufen. Heute, an diesem düsteren, lichtarmen, kalten und nebelschweren Dezembertag 1918, werden die letzten feldgrauen Kompanien vorbeiziehen, und auch die noch zahlreich auf dem „Heumarkt" stehenden Geschütze müssen über die Brücke rollen. Müssen — aber die Bespannungen? Es sind keine Bespannungen da. Sollen die Geschütze nun eine leichte Beute für den Gegner werden? Das kann der vaterländische Sinn der Kölner Bürger nicht dulden. Wer hat das Signal gegeben? Wer hat zuerst in die Hände gespuckt und — trotz Hunger, Unterernährung und Elend — die Fäuste in die Speichen gekrallt? Einerlei, wer es tat, ganz Köln war dabei!

Jawohl, ganz Köln greift in die Speichen und packt zu, um dem Vaterland die letzten Geschütze zu retten. Männer und Frauen, Gymnasiasten und Lehrlinge, Hafenarbeiter und Studienräte hängen ziehend im Geschirr, stemmen sich in die Speichen und bringen die von Splittern verschrammten, vom zähen Kampf ausgeleierten Geschütze auf das rechte Stromufer in Sicherheit. Und damit allein schon hätte Köln verdient, wieder Garnison zu werden; aber es sollte noch ein langer Weg sein bis zum Tage der Heimkehr.



Ein Bild aus Zeiten der Schmach, die nicht wiederkehren werden: Tanks der Ententetruppen vor dem Kölner Dom

Während sie die Geschütze über die Brücke ziehen und drücken, marschieren die letzten Kompanien vorbei. Ganz am Schluß ein blutjunger Leutnant, der letzte Soldat des abziehenden deutschen Heeres. An der Brückenrampe dreht sich der Offizier um, überblickt wehmütig den weiten Platz, sieht die vielen Menschen stehen und die unzähligen Köpfe an den Fenstern, sieht das Winken und Abschiednehmen und ruft mit weithinschallender Stimme:

„Ade — — vergeßt uns nicht!"

Und aus einem Eckhaus, dicht bei der Brückenrampe, wirft ihm ein ganz junges Mädel, fast ein Backfisch noch, ein letztes Blumensträußchen zu. Der Offizier bedankt sich, und das Mädel schickt ihm errötend eine Kußhand nach, eine Geste, die nicht dem schmucken Leutnant allein gilt, sondern der ganzen unbesiegten deutschen Armee.

Dann ist es still in Köln. Und dann reiten die ersten britischen Patrouillen in die Stadt, mißtrauisch,

Bild oben: Vorbeimarsch von SMG-Begleitzügen am Excelsior-Hotel

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0306
gefördert durch Baden-Württemberg

Von der Deutzer Seite marschiert die Infanterie über die Hohenzollernbrücke in Köln ein

kampfbereit. Reiten vor bis zur Brückenrampe, um dort mit Maschinengewehren in Stellung zu gehen.

Feldgrau in Sicht!

Ihr wißt es noch, Kameraden von der ehemaligen Reichswehr, wie es war, wenn ihr zwischen 1926 und 1933 nach Köln Urlaub hattet. Man blieb stehen, wenn sich ein deutscher Soldat auf der Straße zeigte. Und erst ein deutscher Offizier! Ganz selten bekam man einen zu Gesicht. Mit den Rangabzeichen kannte man sich überhaupt nicht mehr aus. Wir, die ehemaligen Frontsoldaten, erzählten wie von einem hohen Erlebnis, wenn wir, etwa auf einer Reise jenseits der 50-Kilometer-Zone, einmal zufällig einen manövrierenden Truppenteil gesehen hatten. Und wir konnten bei solchen Erzählungen über Feldgrau immer mit dankbaren Zuhörern rechnen.

Nach Verkündung der allgemeinen Wehrpflicht durch den Führer durften wir ganz im stillen wieder hoffen, bald eine Garnison in unseren Mauern zu sehen. Und so kam dann der Tag, der 7. März 1936.

* * *

Ein Vorfrühlingstag über Köln, warm und sonnig. Am Morgen noch der Kampf des Nebels mit der Sonne, und gegen 11 Uhr endlich der Sieg des Gestirns. Das Gute bricht sich immer Bahn, und nun sind die bitteren Jahre des Wartens seit jenem nebelreichen und kalten Dezembertag des Unglücksjahres 1918 vorbei, versunken im Schoß der Ewigkeit. Und ein Tag voller Licht ist angebrochen. Kurz nach 11 Uhr geht mit Windeseile ein Gerücht durch die Stadt: „Truppen marschieren ein oder sind wenigstens unterwegs nach Köln, deutsche Truppen, richtige Soldaten!" Aus der rechtsrheinischen Bannmeile kommen Menschen, die es genau wissen und von aufmarschierenden Verbänden erzählen. Die Stadt aber glaubt es noch nicht. Das Leben geht seinen unveränderten Schritt. Es ist Sonnabend, ein Alltag mit besonderem Tempo und erhöhter Arbeitsleistung bis um die Mittagsstunde.

Inzwischen sieht man starke Absperrungsmannschaften der Schupo in den Straßen. Vor allen Geschäften und Häusern mit Lautsprechern haben sich Menschen angesammelt, um die Rede des Führers zu hören. Man erwartet etwas, irgend etwas Großes. Und jetzt jagen die flinken Polizeikraftwagen durch die Straßen, und bald kommt auch der bekannte Rundfunkwagen. Aus den Lautsprechern vernehmen es jetzt die Lauschenden, hören die Stimme des Führers: „In dieser geschichtlichen Stunde zieht unsere Wehrmacht in ihre Garnisonen am Rhein".

Alles geht nun unter im tosenden Beifall, der sich durch die Straßen weiterpflanzt, von Menschengruppe zu Menschengruppe. Fenster werden aufgerissen. An allen Masten zieht man die Fahnen hoch, von allen Balkonen flattert das Symbol des Dritten Reiches. Die Kölner Bevölkerung hat jetzt den Sinn dieser Absperrmannschaften verstanden und die Berechtigung der Gerüchte aus dem rechtsrheinischen Gebiet erkannt. Die Straßen füllen sich. Tausende begeben sich zur „Hohenzollernbrücke", aber die Rampe ist für jeglichen Fahrverkehr gesperrt. Nur die Bürgersteige sind noch frei. Also hinüber!

Drüben, auf der „Deutzer Seite", ist's ein Leben wie im sprichwörtlichen Ameisenhaufen. Tatsächlich, da stehen sie, lauter frische, stramme Burschen — Soldaten. Wahrhaftig, es sind richtige Soldaten! Da stehen zuerst zahlreiche Meldefahrer, die gleich als erste Männer in Feldgrau und in Waffen wieder über den Rhein dürfen. Dann kommen Kraftradschützen, dahinter Maschinengewehrabteilungen und Flakformationen. Die alten Soldaten gehen langsam an den Fahrzeugen vorbei, bewundern alles, finden manche Rückerinnerung an die eigene Dienstzeit, sehen aber auch viel Neues und mannigfaltige Verbesserungen in Ausrüstung und Bewaffnung. Ganz neu, diese geländegängigen Wagen, neu auch die dampfenden Feldküchen auf Gummireifen oder gar oben auf Lastkraftwagen. Es duftet nach Erbsen mit Wurst, ein Zeichen, daß dies Soldatenessen aller Soldatenessen immer noch seine alte Zugkraft behalten hat.

Dann donnert es daher, ein einziges, gewaltiges Lied von Stahl und Kraft: Kampfgeschwader durchschwirren die Luft. Sie kommen aus dem Osten, rücken rasch über den Rhein vor, stoßen tief über die Domstadt hinweg ins linksrheinische Gebiet, das nach dem Willen von Versailles niemals mehr eine deutsche Kompanie und niemals ein deutsches Kampfgeschwader sehen sollte, schwenken um, wischen symbolisch den Brückenkopf aus. Der starke, brüllende Donner der Motoren ist wie ein Spottlied auf jenen Vertrag, den hassende Greise einst ersannen, um einem fleißigen Volk die Lebensmöglichkeiten, einem beispiellos tapferen Heer die Soldatenehre zu nehmen. Weggeputzt dieser Vertrag, weg im Motorengebrüll!

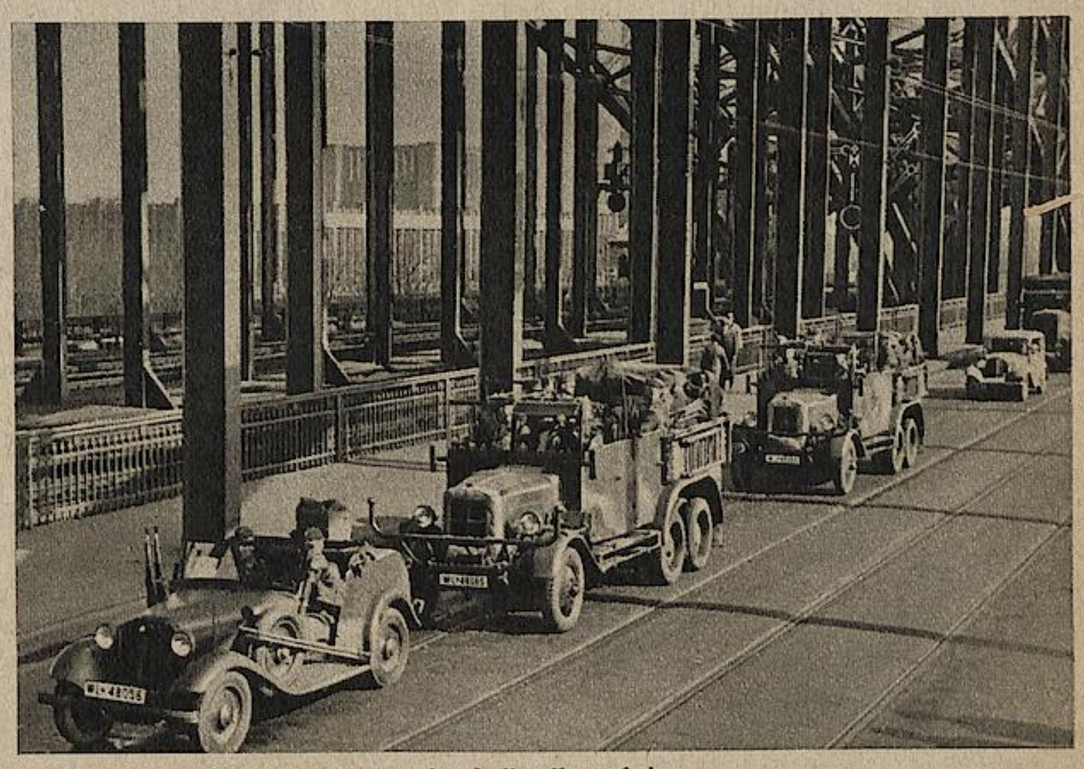
Und da ist die Zeit des Wartens abgelaufen. Auf dem Gebäude des Deutzer Bahnhofs geht die neue Reichskriegsflagge hoch. Die Truppen setzen sich in Bewegung. Ein einzigartiges und unvergeßliches Bild bietet sich da den einfahrenden Truppen. Ganz Köln ist wie durch Zauberhand auf die Beine gebracht. Und dieses Köln jubelt und schreit und winkt. Durch ein Meer von Beifall, Begeisterung und ehrlicher Freude rücken die Soldaten in die Domstadt ein. Fast können die Absperrungsmannschaften die Fahrbahn nicht mehr freihalten, so drängt die Begeisterung nach vorne. Man möchte jeden einzelnen dieser Soldaten umarmen, ihm persönlich danken, ihm gut sein, weil er da ist, weil die lange Zeit zwischen Abschied und Heimkehr nun endgültig vorbei sein soll. Ist's ein Traum, dies alles, dieser Einmarsch? Oder waren die langen Zwischenjahre nur ein einziger, böser Alpdruck?

Wen kann's jetzt noch an seiner Arbeitsstätte halten? Die Nachricht von neuen und noch größeren Truppeneinmärschen hat sich rasch verbreitet. Aber nun soll Köln auf eine harte Geduldsprobe gestellt werden, denn erst um 14.45 Uhr rollt ein Kraftwagen an und hält vor dem Hotel, das vor zehn Jahren noch Hauptquartier einer „Hohen Interalliierten Rheinlandkommission" war. Generalleutnant von Kluge, der kommandierende General des VI. Armeekorps, entsteigt dem Fahrzeug. Bald müssen die Truppen eintreffen. Neues Motorengebrumm. Meldefahrer preschen vorüber, und dann, Musik an der Spitze, kommt die Infanterie, die herrliche deutsche Infanterie. Das „Achtung" ertönt. Die angezogenen Gewehre sind ausgerichtet. Im Takt der Schritte schwanken die Mündungen. Und wieder dröhnt der Marschtritt. Der harte, selbstbewußte und wundervolle Paradeschritt deutscher Soldaten dröhnt auf dem Asphalt, der damals, kurz nach jenem bitteren Abschied, das Getrippel französischer Kompanien und den Ballettschritt schottischer Dudelsackkapellen ertragen mußte. Ach, und wir winken und rufen und — — jawohl, ich sage es ohne Scham — wir wischen uns manche Träne aus den Augenwinkeln, wir, die Alten der Materialschlachten, weil wir das alles noch einmal sehen dürfen. Sehen und erleben.

Köln ohne Soldaten?! - Undenkbar!

Vorbei die Tage und Stunden des rauschenden Empfangs. Eine ganze Stadt war mit der Seele und mit dem warmen Herzen dabei. Jawohl, mit dem Herzen. Und für uns alle war's wie eine Erfüllung, auf die wir lange gewartet hatten. Irgend etwas hatte man in unserem Dasein ausgewischt, und nun war's wieder da. Aber gleich die bange und vorsichtige Frage: — ist Köln auch wirklich noch die gute alte Garnisonstadt von früher? Hat Köln nicht verlernt, mit Soldaten umzugehen? Nein, zur Domstadt gehört der Soldat, und Köln, die schöne Stadt, preist so manches Soldatenlied, das wir teils mit Wehmut, teils mit Begeisterung in den unzulänglichen Ruhequartieren hinter der Front der Materialschlachten sangen. Und dieser Gesang mit dem Gedanken an Köln war für uns ein Trost. Wieder in Köln sein, dann wäre alles gut. Und nun sind sie in Köln, die Jungen, jene, die unser Schwert aufgenommen haben, die ehrliche Waffe, die man uns nach 51 Monaten des heldenhaftesten Kampfes aus der Hand listete. Der Führer gab sie der Jugend wieder, diese Waffe, und der Führer gab dieser wehrhaften Jugend die Garnisonen am Rhein, und jetzt ist alles gut, weil wir die Soldaten wiederhaben, Infanterie, Artillerie, Flieger und Flak. „Ade, vergeßt uns nicht!" lautete der Abschiedsgruß des letzten Mannes im Dezember 1918. Nein, Köln hat seine Soldaten nie vergessen!

P. C. Ettighoffer



Die Wagen der Nachrichtentruppe der Luftwaffe auf der Hohenzollernbrücke. Im Hintergrund - auf der rechten Rheinseite - erkennt man die Kölner Ausstellungshalle

Aufnahmen: Scherl (1) Adalbert Maier (3)

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0307
gefördert durch Baden-Württemberg

SEIT 18 JAHREN:

Die erste deutsche Wache
IM SAARLAND

Posten vor dem historischen Gebäude der Wartburg

Am 21. November 1918, so verlangten es die Bedingungen der Alliierten, mußte das Gebiet links der Saar von den deutschen Truppen geräumt sein — in den Vormittagsstunden dieses Tages marschierten die letzten Reste der Armeeabteilung C durch die Stadt Saarbrücken: Preußen, Bayern, Schwaben, Österreicher. Mit Blumen, Fahnen und Girlanden, mit allem, was die ausgehungerte Heimat bieten konnte, wurden sie empfangen. Mit ihnen verschwand für rund 18 lange Jahre die Uniform der deutschen Wehrmacht aus dem Gesichtskreis der Bevölkerung des Saarlandes.

Nur wenige hundert Meter hinter den abmarschierenden deutschen Truppen folgte die Vorhut des 9. französischen Armeekorps. Kaum waren die Worte der Begrüßung an die deutschen Truppen verhallt, die Fahnen eingezogen, die Girlanden herabgenommen, die Straßen leer, da sprengte schon ein französischer Kavallerietrupp durch die Stadt. Am nächsten Vormittag rückten vier Kompanien des Infanterie-Regiments 223 ein, Saarbrücken und das Saarland wurden besetzt, der Tritt französischer Soldaten hallte durch die Straßen der Städte und Dörfer: der Alpenjäger, Marokkaner, Neger, der Reservisten und Rekruten aus den verschiedensten Garnisonen Frankreichs.

Es folgten die Jahre des wiederholten Belagerungszustandes, der Verhaftungen, Bestrafungen und Ausweisungen. Als endlich die Truppen selbst zurückgezogen wurden, blieb immer noch der internationale „Bahnschutz". Und zum guten Schluß, nur einige Wochen vor der Abstimmung, kam wieder der fremde Soldat ins Land. Man hatte es in Genf als notwendig erachtet, die „Freiheit der Abstimmung" zu schützen, sandte uns Engländer und Italiener, Schweden und Holländer. Kriegsmäßig ausgerüstet, mit Maschinengewehren und Panzerkampfwagen kamen sie an. (Die Gerechtigkeit gebietet zu sagen, daß sie sich bis auf wenige Einzelfälle korrekt verhalten haben. Waren es auch Fremde, so waren sie immerhin besser als die Separatisten und Emigranten in der saarländischen Polizei.)

Man muß an die Erlebnisse und Erfahrungen dieser Jahre erinnern, um begreiflich zu machen, mit welch tiefem Gefühl des Dankes und der Freude die Bevölkerung der Stadt Saarbrücken und des ganzen Saarlandes dem am 7. März 1936 einmarschierenden deutschen Infanterie-Bataillon entgegengejubelt hat.

Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es uns, als wir vor dem Lautsprecher in jener historischen Mittagsstunde hörten, wie der Führer die Wiederherstellung der vollen Souveränität über das deutsche Reichsgebiet im Westen proklamierte. Noch waren wir nicht sicher, wußten noch nicht, ob auch Saarbrücken wieder Garnison

Der Einmarsch. Blumengeschmückt marschieren die Truppen ein. Autos werden erklettert, um sie zu sehen

würde. Am Nachmittag wurde es bestimmter, „sie kommen" — „sie sind schon auf dem Güterbahnhof". Und endlich, am Spätnachmittag rückten sie ein. Zu eng die Straßen für die frohbewegte Bevölkerung, die Begeisterungsrufe übertönten tausendfach die Musik. Von den Kleinsten bis zu den Ältesten war alles auf den Beinen, jeder wollte dabei sein. Das war eine Wiederholung jener Stunden, da am 15. Januar 1935 das ganze Saarland aufwogte vor Freude und Stolz über das Abstimmungsergebnis, eine Wiederholung auch der Stunden, in denen am 1. März 1935 der Führer zu uns gekommen war.

Ein französischer Berichterstatter meldete über diesen 7. März nach Paris: „Die Soldaten scheinen von dem Empfang einfach erstickt zu sein. Sie sind alle mit Blumen geschmückt, Soldaten, Gewehre, Pferde und Maschinengewehre. Überall Blumen in Massen. Fackelzüge durchziehen die Straßen der Stadt, Männer, Frauen und Kinder ziehen in heller Begeisterung mit. Alle diese Menschen sind voll tiefen Glaubens. Nirgends ist die Rede von Disziplin, von Patriotismus, es ist ein spontaner Freudenausbruch." Der Mann hatte den Geschmack, gleichzeitig zu sagen, der Fall sei pathologisch. Immerhin unterschlug er auch nicht folgende Belehrung, die ihm ein Saarbrücker Bürger gab: „Ebensowenig wie die Franzosen wollen wir den Krieg", sagte er lächelnd, „wenn jetzt nur Frankreich das seinige dazu beiträgt, werden wir uns verständigen, das Gespenst des Krieges ist dann für ein Menschenalter wenigstens gebannt." — Genau das ist's, das fühlt jeder Deutsche: weil wir nicht mehr wehrlos sind, sondern stark und gleichberechtigt, ist die Verständigung leichter. Das fühlen sicher auch diejenigen, die nur ein paar hundert Meter von unserer Stadt entfernt auf der anderen Seite der Grenze auf Wache stehen, als gute Patrioten. Wenn es doch auch die Advokaten in Paris begreifen wollten!

Seine erste Unterkunft bezog das einmarschierende Bataillon in dem historischen Gebäude der Wartburg. Dorthin waren am Abend des 13. Januar 1935 die Abstimmungsurnen gebracht worden, dort waren in der Nacht zum 15. Januar die Stimmen gezählt, war in der Frühmorgenstunde das Abstimmungsergebnis verkündet worden. Englische Soldaten in Stahlhelm und Gewehr hatten in jenen Tagen dort Posten gestanden – jetzt am 7. März 1936, zog dort die deutsche Wache auf, seit 18 Jahren die erste deutsche Wache im Saarland! Zwei Tage nach dem Einzug gab, von der Bevölkerung enthusiastisch empfangen, das Musikkorps

Saarbrücken zu Besuch bei den 70ern: Die Wachablösung erregt besondere Aufmerksamkeit

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0308
gefördert durch Baden-Württemberg

Junge und alte 70er tauschen den ersten Gruß. Links der Standortälteste, Major Gieseler, rechts der Führer der Kameradschaft alter 70er.

der neuen Garnison auf dem „Platz der Deutschen Front" das erste Platzkonzert. Das Rathaus und die anliegenden Gebäude waren festlich beleuchtet, und des Beifallrufens war kein Ende, als zum Schluß das Saarlied gespielt wurde. Von „unseren Soldaten" spricht schon von diesen ersten Tagen an die Bevölkerung Saarbrückens, und seither hat sich, aufgebaut auf dem Gefühl herzlicher gegenseitiger Verbundenheit, ein wahres Vertrauens- und Freundschaftsverhältnis zwischen Wehrmacht und Bevölkerung entwickelt, das sich immer wieder äußert in der Anteilnahme an allen Geschehnissen, die die Wehrmacht betreffen. Der erste Zapfenstreich Mitte März, die erste Parade am Geburtstag des Führers, die erste Rekrutenvereidigung — jeder bemerkenswerte Tag der Garnison ist ein Fest für die Bevölkerung. Und rückt die Truppe zu einer Übung aus, dann ziehen nicht nur die Jüngsten der Zivilisten mit.

Eine besondere Freude war es für uns alle, daß das in Saarbrücken Garnison beziehende Bataillon die Regimentsnummer 70 erhielt (II/J.-R. 70). Man muß wissen, was die 70er für Saarbrücken und das Saarland bedeutet haben, seit am 1. April 1887 das Infanterie-Regiment 70 in Saarbrücken eingezogen war. Seither haben die Söhne der Berg- und Hüttenleute, der Handwerker, Bauern und Kaufleute des Saarlandes vorwiegend bei den 70ern „gedient". Zehntausende haben unter dieser Regimentsnummer im Weltkrieg gekämpft, Tausende sind auf allen Fronten verwundet worden und gefallen. Mit der ganzen Stärke einer freud- und leidvollen Tradition ist diese Regimentsnummer den alten Soldaten, den Hinterbliebenen der Gefallenen in die Erinnerung geprägt.

Nach dem Eintopfessen heißt es für die Gastgeber tüchtig arbeiten!

Aufnahmen: Erich Göhring (7), Eichacker (1), Dohm (1)

Begreiflich, daß wir in der Verleihung dieser Regimentsnummer an das Bataillon der neuen Garnison Saarbrücken eine besondere Ehrung erblicken. Begreiflich auch, daß die jungen und die alten 70er den Wunsch hatten, sich näher kennenzulernen. Diese Bekanntschaft wurde Ende November gemacht. An einem Sonntag fand sich auf Einladung des Bataillons die Kameradschaft der alten 70er vor den Unterkunftsräumen des Bataillons ein, Ansprachen des Kommandeurs der jungen und des Kameradschaftsführers der alten 70er bekräftigten den Freundschaftsbund, dann gab es ein langes Erzählen zwischen alten und jungen Kameraden, vom Dienst, wie er heute ist, und wie er sich seit früher gewandelt hat, von der „aktiven" Zeit, von Krieg und Fronterlebnis.

Eine weitere Einladung richtete das Bataillon an die ganze Bevölkerung. Sie wurde im Dezember zum gemeinsamen Eintopfessen gebeten. Erbsen mit Speck

In langen Schlangen stehen die Gäste vor den Gulaschkanonen an

Oben: Der Allerjüngste. Auch ihm schmeckt es.

— die Parole zog so mächtig, daß Köche und Helfer ihre liebe Not hatten, des Andrangs Herr zu werden. Das Musikkorps musizierte dazu, Soldaten und Bevölkerung waren eine einzige große Familie.

Noch einmal leuchteten die Augen der Saarbrücker auf im Stolz auf ihre Soldaten. Das war am 13. Januar dieses Jahres, als bei dem Erinnerungsmarsch sämtlicher Gliederungen das II. Bataillon J.-R. 70 blumengeschmückt vom „Befreiungsfeld" her an der Spitze des Zuges in die Durchmarschstraßen einschwenkte — da wurde uns wieder deutlich, welche Bedeutung der 13. Januar nicht nur für uns Saarländer hatte!

„Unser Verhältnis zur Bevölkerung", so bestätigt der Standortälteste, „ist das denkbar beste, und wir wollen alles tun, um es zu vertiefen und zu festigen." Unvergeßlich sei der Empfang gewesen. Man sei einer freudigen Begrüßung sicher gewesen, aber die Wirklichkeit habe sie doch alle überrascht, „das hatten wir nicht erwartet". Erst hinterher, als sich aus den Unterhaltungen mit der Bevölkerung ein Bild der inneren Entwicklung seit Kriegsende, der Erlebnisse und Sorgen geformt hatte, sei dieser Empfang begreiflich geworden als der elementare Ausbruch der Freude darüber, jetzt wieder gesichert und geschützt zu sein.

So ist es in der Tat. Die Freude der Saarländer, wieder eine Garnison zu besitzen, ist vor allem nicht ein Beweis chauvinistischer Feindschaft und der Drohung über die Grenze hinweg. Denn Feindschaft besteht nicht. Wir haben in den Jahren der Abtrennung vom Vaterland auch das französische Volk kennengelernt, und wir wissen, daß es ebensowenig Feindschaft und Krieg will wie das deutsche. Aber wir leugnen nicht, daß in unserer Freude über die Wiedererrichtung der deutschen Wehrmacht das Gefühl mitschwingt, geborgen und geschützt zu sein. Man muß das verstehen. Nicht weit von uns haben sich die ersten Schlachten des Krieges im Westen abgespielt. Während wir im Felde waren, dröhnte ununterbrochen der Geschützdonner der Westfront zu unseren Vätern und Müttern, Frauen und Kindern herüber. Hunderte von Fliegerangriffen haben sie erlebt, sind immer wieder

Zu Gast bei den 70ern zum Eintopf

in die Keller geflüchtet, haben oft genug Tote und Verwundete von den Straßen aufgelesen. Sie haben die Jahre der Besatzung erlebt, auch damals gab es Tote und Verwundete. Und jetzt noch, der Tag braucht nicht sonderlich klar zu sein, tönt nicht selten das Maschinengewehrgeknatter französischer Felddienstübungen von den „Spicherer Höhen" her über die Stadt. Aber jetzt, da Deutschland wieder stark geworden ist, wissen wir: Wir sind geschützt, und diese neugeschaffene Wehr ist die einzig mögliche Garantie für den Frieden, den wir alle wollen, besonders wir an der Grenze.

Und darum kann, so sehr auch der Dank des ganzen deutschen Volkes den Führer umjubelte für seine weltgeschichtliche Tat vom 7. März 1936, dieser Dank nirgends in deutschen Landen tiefer, ehrlicher und dauernder sein als im deutschen Saarland.

Dr. A. Hellbrück

Der jüngste 70er, Viktor heißt er, ist 5 Jahre alt, im elterlichen Haus nur noch Schlafbursche, tagsüber beim Bataillon, das ihm eine pikfeine Uniform geschenkt hat. Dort ißt er, inspiziert alle Übungen und macht die Ausmärsche mit. Den militärischen Verkehrston beherrscht er vollkommen.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0309
gefördert durch Baden-Württemberg

Wie wir nach Freiburg zogen

Einmarsch der I. Abteilung des Artillerie-Regiments 5

„Alarm!" Unerwarteter als gerade am Sonnabend, dem 7. März 1936, ist mir und allen Angehörigen der I. A.-R. 5 dieser Weckruf bestimmt noch nie erklungen. Sehr unmilitärische Gedanken über die Einfälle der höheren Vorgesetzten und die dazugehörigen Flüche waren zunächst die Quittung auf den Befehl, den die Fernsprechordonnanz mir zum Frühstück um 5.30 Uhr brachte: „Fernmündlicher Befehl des Kommandeurs! Abteilung alarmieren, feldmarschmäßiger Ausrückealarm, sofort den Kommandeur zur näheren Unterweisung beim Adjutanten des J.-R. 75 anrufen". Und das ausgerechnet am letzten Tag vor den Rekrutenbesichtigungen. Nun können die Reitabteilungen nicht mehr gehen, nun fällt der letzte Schliff aus, und am Montag platzt alles! Es ist menschlich verständlich, daß man zunächst mal nur in seinem kleinen Kreis dachte. Aber dann ging's, wie schon x-mal. Los die Ordonnanzen zu den Einhei'en, die Außenwohnenden holen, Tränken und Füttern, Fahrzeuge und Geschütze ausrüsten, Chefs verständigen, weitere Befehle befolgen.

Zunächst hat wohl keiner diesen Alarm mit der bekanntgegebenen Einberufung des Reichstages in Zusammenhang gebracht; was hat unser Dienst auch mit der Politik zu tun! Das große Geschehen wurde erst später klar.

Jetzt nur Ruhe, aber trotzdem los. Und es ging los, wie 1914. Und hat fabelhaft geklappt! Die Güte, Klarheit und überwältigende Größe der Organisation und Arbeit unserer Armee ist an diesem Tag jedem denkend Miterlebenden klar geworden, wie auch der Wert des deutschen Soldaten und Menschen.

Die Alten wie die Rekruten taten ihren Dienst, jeder an seinem Posten mit einer Selbstverständlichkeit, als machten sie jeden Tag mobil, ohne zu wissen warum, wohin und gegen wen. Die Bauern brachten auf viele Kilometer ihre Pferde vom Pflug weg genau so zuverlässig wie der Kaufmann der Stadt seine vielen bereitgestellten Dinge, und der Arbeiter des Proviantamts gab die eisernen Portionen und Rationen genau so ruhig und richtig aus, wie täglich den laufenden Bedarf.

Aus wieviel tausend Quellen in besonderen Zeiten die Gerüchte und Mutmaßungen sickern, ist ja immer ein Rätsel, sie sind eben da. Und so ging auch uns im Laufe des Vormittags allmählich ein Licht über größere Zusammenhänge auf. Es wurde neben der unendlich schnellen und jeden einzelnen ununterbrochen in Schwung haltenden Arbeit noch Zeit gefunden, einen Gemeinschaftsempfang für die große Führerrede vorzubereiten, und dann war ja alles klar. Die ganze Abteilung hörte im Stahlhelm auf dem Kasernenhof angespannt und feldmarschmäßig, marschbereit nach nur wenigen Stunden Vorbereitungszeit, die gewaltige Kundgebung im Deutschen Reichstag mit an. Der Ausbruch der Begeisterung, als der Führer die Besetzung der Zone verkündete, war zwar unmilitärisch, aber um so ergreifender.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0310

gefördert durch
Baden-Württemberg

Die Menschenmassen rechts und links der „Adolf - Hitler - Straße" weisen den Batterien den Weg zur Kaserne

Danach lief wieder alles in den vorausbestimmten und befohlenen Bahnen. Befehlsausgabe beim Standortältesten, Ausgabe der Verlade- und Transportbefehle und Empfang des Befehls über das Ziel des Transportes in verschlossenem Umschlag; Vermerk: Erst nach Abfahrt im Zug zu öffnen. Nun war noch Zeit bis Mitternacht, um die neuen Pferde etwas einzufahren, die letzten Vorbereitungen zum Abmarsch zu treffen und einen kurzen Abschied von der schönen neuen Kaserne, die wir erst im Oktober übernommen hatten, von Bräuten und Bekannten zu feiern. Die Kälte gab willkommenen Anlaß, Tränen mit einigem Alkohol runterzuspülen. Mit am traurigsten waren die als Restkommando Eingeteilten. Es wollte doch jeder mit, und der Gegenbefehl war für die Betroffenen hart.

Und dann war es soweit. Die Abteilung wurde in zwei Transporten befördert. Erster Transport: Stab, N.-Z. und 1. Batterie. Zweiter Transport: 2. und 3. Batterie. Abfahrt, Rufen, Winken, die Donaueschinger Abteilung des Arbeitsdienstes mit Fackeln, jeder wünscht nochmal Hals- und Beinbruch, und dann rollt um 1 Uhr der erste Zug. Donaueschingen liegt hinter uns, alles wartet gespannt im Abteil. Der Alte liest: „Marschziel für I. A.-R. 5 — Freiburg." Hurra! Das läuft im Augenblick durch den Zug, alles strahlt und beginnt dann beruhigt mit der alten Beschäftigung jedes Soldaten im Transport: „Augenschonen".

Bald nach dem Hellwerden sind wir da. Nur wenige hatten schon unterwegs an der Strecke dem Transport zugewinkt, und fast ebenso unbemerkt laden wir als erster Artillerie-Transport nach dem Kriege in Freiburg aus. Ein Vertreter des Oberbürgermeisters, einige Herren der Behörde und ein Fähnlein Hitlerjungen begrüßen uns. Sonst ist alles tot und leer. Alles fragt sich unwillkürlich: „Ja, freuen denn die Boppele sich nicht, daß wir kommen, will uns niemand sehen und begrüßen in der neuen Garnison?" Doch die Fragen sind rasch geklärt. Nach der Führerrede vom Vortag hatte uns alles schon am 7. März erwartet. Stunden und Stunden hatten die Menschen gewartet auf „ihre" Soldaten, und wir kamen nicht. Na, dann muß eben der zweite Transport jetzt entsprechend angekündigt werden. Die Herren von der Stadtverwaltung werden das veranlassen. Wir, das heißt der erste Transport, marschieren jetzt sofort direkt zur Kaserne. Liegt ja nur wenige hundert Meter weg von der Rampe, der alte Bau der 76er. Ein Landespolizei-Bataillon hat ihn jetzt belegt, wir werden mit ihm zusammen in guter Kameradschaft dort, wenigstens mit Teilen, Unterkunft finden. Rasch ist alles in Fluß und schon zieht die I. A.-R. 5 zum ersten Male in die Kaserne ihrer neuen Friedensgarnison. Die Bedeutung dieses Moments werden wir wohl erst viel später ermessen können, denn schon hat der Alltag wieder sein Recht; daß der 8. März ein Sonntag ist, daran denkt niemand von uns. Jetzt gibt's Arbeit und Sorgen.

Es gilt für Pferd und Mann zu sorgen. Niemand hat ja hier gewußt, wer und was für Truppen kommen, entsprechend muß jetzt die Unterkunft erst vorbereitet werden. Es wird geschafft, wie der deutsche Soldat eben alles schafft.

Gegen Mittag kommt dann der Transport der 2. und 3. Batterie. Und der Empfang, der Marsch durch die Stadt und der Einzug in die Kaserne ist unvergeßlich und überwältigend. Jeder, der das gesehen, mitgemacht und miterlebt hat, fühlte da, wie die Tat eines Mannes ein Volk stolz und frei und glücklich gemacht hat. Es waren nicht die Tausende von Menschen, deren Rufen, Lachen, Weinen, Winken und Tücherschwenken, nicht der unendliche Blumenregen, nicht die Fahnen, nicht der Vorbeimarsch am letzten Regiments-Kommandeur des ehemaligen Freiburger Artillerie-Regiments Nr. 76, Exzellenz von Gallwitz, die diesen Einzug zu einem einmaligen Geschehen machten — es war die Gesamtheit all dieser äußerlichen Eindrücke zusammen mit dem unausgesprochenen Bewußtsein, daß hier ein weltgeschichtlicher Moment Bestätigung und Abschluß erhielt, die uns Soldaten diesen Triumphzug als den bisher schönsten und größten Augenblick unserer Dienstzeit empfinden ließ.

Er ist unbeschreiblich in seiner Vielheit der Eindrücke, dieser Einzug der deutschen Truppen in der „Zone", und er ist unvergeßlich. Eine schon sommerlich warme Sonne lachte über der Stadt und ließ alles hell werden; sogar unsere ernsten Stahlhelme hatten einen leichten Schimmer in ihrem Grau. Und hell und schön war das ganze Bild. Voraus die Kapelle des J.-R. 75, die mit dem Regimentsstab schon vor uns eingetroffen war, dann die zwei Batterien, kriegsstark, in neuen Garnituren, die Leute trotz aller Müdigkeit lachend und stolz und rührend in ihrer Geduld und Ruhe die Pferde, die solchen ungewohnten Trubel fast ohne Scheu und Schrecken ertrugen.

Vom Güterbahnhof führte der Marsch durch die „Neunlindenstraße" und „Rennweg" zur „Zähringer Straße", dann diese entlang bis zum „Siegesdenkmal". Wohl manchem kam an diesem Denkmal der Gedanke, daß heute wieder ein Sieg gefeiert wurde und vielleicht in späteren Jahren auch für den heutigen Tag Denksteine errichtet würden. Die Menschenmassen rechts und links wiesen weiter den Weg. Die „Kaiserstraße", jetzt „Adolf-Hitler-Straße", ging's entlang, vorbei an Zeichen alter, deutscher Baukunst. Das Münster grüßte von links, und am „Albertsbrunnen" und „Bertholdsbrunnen" vorbei zogen wir durch das alte, schöne „Martinstor" zur berühmten Universität; von da zum Bahnhof und an der neuen Klinik vorbei zur Kaserne, zum ersten Einrücken nun auch der 2. und 3. Batterie in das neue Quartier.

Was auch immer nach diesem Tag noch kam an Sorge, Arbeit und Härte, langdauernder Alarmzustand, tagelang nicht aus den Stiefeln, enge Notställe für die Pferde, Massenquartiere in Schlachthof und Schule, Schwierigkeit in der Verpflegung und manches andere — alles ist heute vergessen; aber geblieben ist und bleiben wird die Erinnerung an den Tag unseres Einzuges in Freiburg im Breisgau.

Wagner,
Oberleutnant und Adjutant I. A.-R. 5.

Am „Albertsbrunnen" vorbei gehts durch das „Martinstor" Fotos: Bavaria (2), Scherl (1)

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0311
gefördert durch
Baden-Württemberg

Wie Frankfurt a/M seine Soldaten empfing...

Die ersten Truppen werden am Bahnhof ausgeladen

Freigegeben durch RLM. Hersteller: Luftschiffbau Zeppelin — Nr. 13236

Mitunter hört man heute noch, die alte Mainmetropole, Frankfurt, die „reiche Krönungsstadt der deutschen Kaiser und Könige", sei der überwiegenden Einstellung ihrer Bewohner nach, zwar äußerst geschäftstüchtig, dafür aber zu trocken und nüchtern, um an äußeren Ereignissen sich mehr als gerade wünschenswert zu erwärmen. Merkwürdig an solcher Auffassung ist allerdings, daß der „Eingefleischte" nichts von ihr weiß, daß er Begeisterung und auch Humor mindestens genau wie anderwärts zu schätzen und zu pflegen weiß. Wie wäre es sonst möglich, daß die Tage des 7. und 8. März 1936 noch frisch in aller Erinnerung haften und in ihren Einzelheiten immer wieder das Gesprächsthema der gern diskutierenden Frankfurter bilden? Ist es nicht ein Zeichen freudiger Begeisterung für den Wehrgedanken, daß heute bereits der Soldat in der Gesellschaft und im Straßenbild der Stadt einfach nicht mehr wegzudenken ist? „Erst ein Jahr" ist seit dem Tag vergangen, der uns wieder zur Garnison werden ließ, und wir sind unseren Feldgrauen wieder wie ehedem zur zweiten Heimat geworden!

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0312
gefördert durch Baden-Württemberg

Der Vorabend des Einzuges der Truppen in Frankfurt am Main, der 7. März, ist in seinem äußeren Bild nur mit den Tagen der Machtübernahme zu vergleichen: Kaum ist jene denkwürdige Sitzung des Deutschen Reichstages vorbei, so ist die Stadt schon in ein Meer von Fahnen getaucht; ohne jede Aufforderung, aus einem Gefühl unendlicher Dankbarkeit zum Führer werden die Banner der Bewegung gehißt. Während eine unerhörte Spannung über der Stadt und ihren Menschen liegt, vollziehen sich die letzten Vorbereitungen zum Einzug. Bereits am Vormittag trafen mehrere Offiziere ein, um die neuen Kommandostellen zu übernehmen. In der „Gutleutstraße" ist die Kaserne des ehemaligen Infanterie-Regiments 81, die seit 1919 der Schutzpolizei zur Verfügung steht, dicht von Menschen belagert; unentwegt hält die Menge dort aus, obwohl vorläufig nichts anderes passiert, als daß ein lebhafter Lastkraftwagenverkehr mit Matratzen, Bettstellen und sonstigem Unterkunftszubehör die kommenden Dinge lediglich vorahnen läßt. Aber auch die neue Kaserne draußen in „Bonames" und vor allem der Flugplatz am „Rebstock" sind das Ziel vieler Neugieriger, die zu Tausenden die Straßen füllen. Die Veteranen und Frontkämpfer legen voll Stolz ihre Orden an, und manch einem dieser Alten steigen die Tränen in die Augen, so überwältigend ist für sie die Tat des Führers, die die Ehre der alten Soldaten wieder hergestellt hat.

Ein großer Fackelzug der Partei und ihrer Gliederungen, der Landespolizei und der Feldjägerkorps-Abteilungen zu dem an Kundgebungen traditionsreichen „Opernplatz" formiert sich, wo unter dem lodernden Feuer die Spannung der Massen bei den Ansprachen des Oberbürgermeisters, Kreisleiters Dr. Krebs, und des SA.-Brigadeführers Dörnemann ins Unermeßliche steigt.

Und doch sollte die Erwartung für diesen Abend noch einmal enttäuscht werden! Die Nacht vom 7. auf den 8. März kann ruhig aus dem Kalender der Frankfurter gestrichen werden. Seit Stunden erwarten sie ihre Soldaten, Gerüchte über die angebliche Ankunft tauchen allenthalben auf und finden reichen Nährboden, und doch müssen sich die Menschen bis in die frühen Morgenstunden des Sonntags gedulden, ehe der erste Transportzug auf dem Südbahnhof eintrifft. Der Verkehr auf den Straßen, die dorthin führen, ist um diese ungewohnte Zeit so stark, als ob der Uhrzeiger um einen halben Tag vorgerückt wäre. Punkt sechs Uhr erscheint Gauleiter und Reichsstatthalter Sprenger, begleitet von seinen Amtsleitern, kurze Zeit darauf der Oberbürgermeister, dann der Polizeipräsident, SA.-Gruppenführer Beckerle, und die übrigen Vertreter der Partei, des Staates, der Behörden und der Wirtschaft. Ehrenformationen der Politischen Leiter, der SA., SS. und HJ. säumen den Weg zur Bahnsteigrampe des Südbahnhofes. Fahnenabordnungen, Musik- und Spielmannszug sind aufmarschiert, um das Bild vom Empfang der Truppen trotz der Nacht zu verschönern. — Gegen 6.30 Uhr dampft unter lebhaften Zurufen der erste Zug heran. Durch das Dunkel klingen Kommandos, Lichter blitzen auf, und schon steht die Formation Artillerie vor ihrem Regimentskommandeur. In knappen Worten wird dem Gauleiter Meldung erstattet, der die Truppe in der Hauptstadt seines Gaues nach der siebzehnjährigen soldatenlosen Zeit voll Freude und Dankbarkeit willkommen heißt. Wieder hört man die klaren Stimmen der Offiziere, unwahrscheinlich schnell werden noch Pferde und Geschütze ausgeladen, und fertig zum ersten Marsch durch die neue Garnison stehen die Mannschaften mit ihren Führern.

Eine mehrfach gestaffelte Menschenmauer umgibt die Straßen zur alten „Gutleutkaserne" und zur neuen im Vorort Bonames. Erstmals klingt wieder die Parademusik des Trompeterkorps und des Musikkorps auf. Im Herzen der Stadt, an der „Hauptwache", nimmt der Gauleiter mit dem Regimentskommandeur unter dem Jubel der Massen den Vorbeimarsch ab. Unaufhörlich vermischt sich das „Sieg-Heil" der Menge mit dem harten, metallenen Marschtritt der Kolonnen. Mit der gleichen Würde und Freude wie in der gesamten ehemals entmilitarisierten Zone hat Frankfurt am Main seine Soldaten wieder aufgenommen.

Zwei Tage nach diesem 8. März stattet der Kommandierende General des 9. Armeekorps, Generalleutnant Dollmann, dem Gauleiter im Adolf-Hitler-Haus zu Frankfurt einen offiziellen Besuch ab. In herzlichen Worten wird hier die Kameradschaft zwischen der Partei und der gesamten Bevölkerung des Rhein-Main-Gebietes einerseits und der Wehrmacht andererseits besiegelt: „Nun erst fühlt das Volk den wahren Frieden, da es in Sicherheit seiner Arbeit nachgehen kann!"

Wie sehr im Herzen der Bevölkerung die Wehrmacht bereits verankert ist, zeigte sich in den teilweise rührenden Szenen, die sich dann später beim Wiedersehen nach mehrwöchiger Abwesenheit auf dem Truppenübungsplatz abspielten. Das „gute Abschneiden" vor ihrem Kommandeur bei der Besichtigung überträgt sich als Stolz auf die gesamte Stadt, die an einem Junitag erneut den Einzug ihrer Soldaten „feierte"! — Noch eines Ereignisses muß der Chronist gedenken, das für Frankfurt und dem ganzen Gau Hessen-Nassau neuartig war: Am 19. September 1936 startete im Frankfurter Sportfeld die Luftwaffe mit fünf Stabsmusikkorps unter Leitung des Luftwaffen musikinspizienten Professor Hans Felix Husadel eine Konzertreise durch den Gau zugunsten der NS.-Volkswohlfahrt. In insgesamt 83 Veranstaltungen mit weit mehr als hunderttausend Besuchern spielten sich die Luftwaffenmusiker im wahrsten Sinne des Wortes in die Herzen der Hessen-Nassauer hinein und erzielten einen großen klingenden, aber auch einen unbestrittenen künstlerischen Erfolg.

Die Worte bei der ersten Begrüßung an jenem kalten nächtigen Märzmorgen sind wahr geworden: Erst ein Jahr ist vergangen, und Truppe und Bevölkerung haben beide zueinander gefunden in schönstem nationalsozialistischen Gemeinschaftsgefühl. Hans Moser

Es lohnt sich, sie zu sammeln!

Diesem Heft liegt eine 8-farbige Bildtafel bei:

FAHNEN und STANDARTEN der DEUTSCHEN WEHRMACHT

In zwangloser Folge bringen wir in gleicher Ausführung:

DIENSTGRADABZEICHEN des HEERES der KRIEGSMARINE und der LUFTWAFFE

Diese wertvollen und übersichtlichen Darstellungen sind eine wesentliche Bereicherung der „Wehrmacht"!

Es lohnt sich, sie aufzuheben!

Deshalb sind besondere

SAMMELMAPPEN

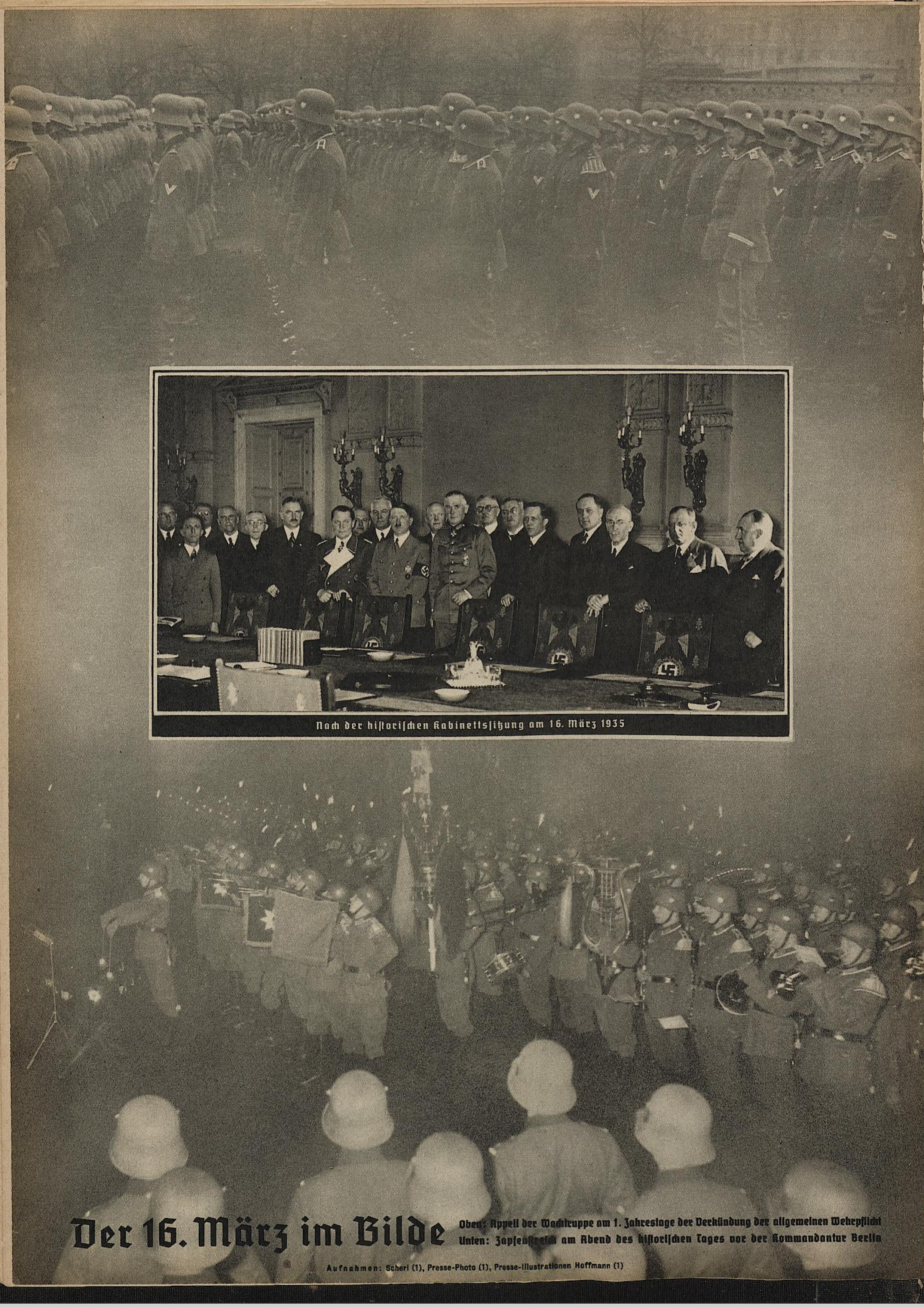
in Vorbereitung! Näheres im nächsten Heft.

Vereidigung im Hofe der „Gutleutkaserne" Aufnahmen: Artur Winkelser (2)
Die Rekruten legen dabei die linke Hand auf das Rohr einer leichten Feldhaubitze

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0313

gefördert durch
Baden-Württemberg



Nach der historischen Kabinettssitzung am 16. März 1935

Der 16. März im Bilde

Oben: Appell der Wachtruppe am 1. Jahrestage der Verkündung der allgemeinen Wehrpflicht
Unten: Zapfenstreich am Abend des historischen Tages vor der Kommandantur Berlin

Aufnahmen: Scherl (1), Presse-Photo (1), Presse-Illustrationen Hoffmann (1)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0314

gefördert durch
Baden-Württemberg

OPEL P4
Von RM 1450 an ab Werk

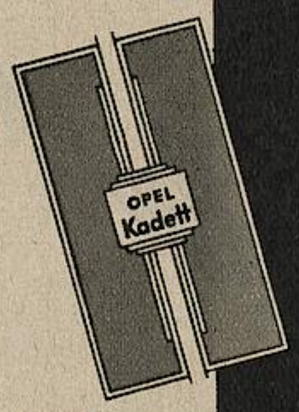
OPEL »6«
Von RM 3100 an ab Werk

Es gibt keinen Anspruch den OPEL nicht erfüllt!

Mit den Neuerscheinungen: Kadett, Super 6 und Admiral hat das OPEL-Programm seine vorbildliche Ausgestaltung gefunden.
Daher gilt für 1937 in gesteigertem Maße: Es gibt keinen Anspruch, den OPEL nicht erfüllt, es gibt keinen Grund, aus dem Sie auf die Vorzüge eines OPEL-Wagens zu verzichten brauchten. Der Hauptvorzug aller OPEL-Wagen ist gekennzeichnet durch den Begriff:

OPEL
Der Zuverlässige

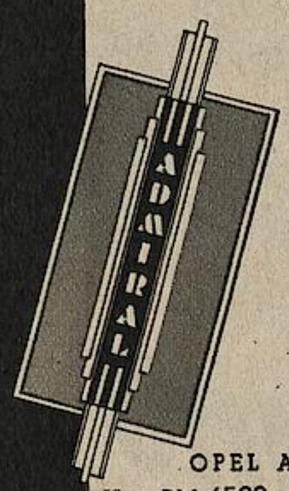
75 JAHRE OPEL



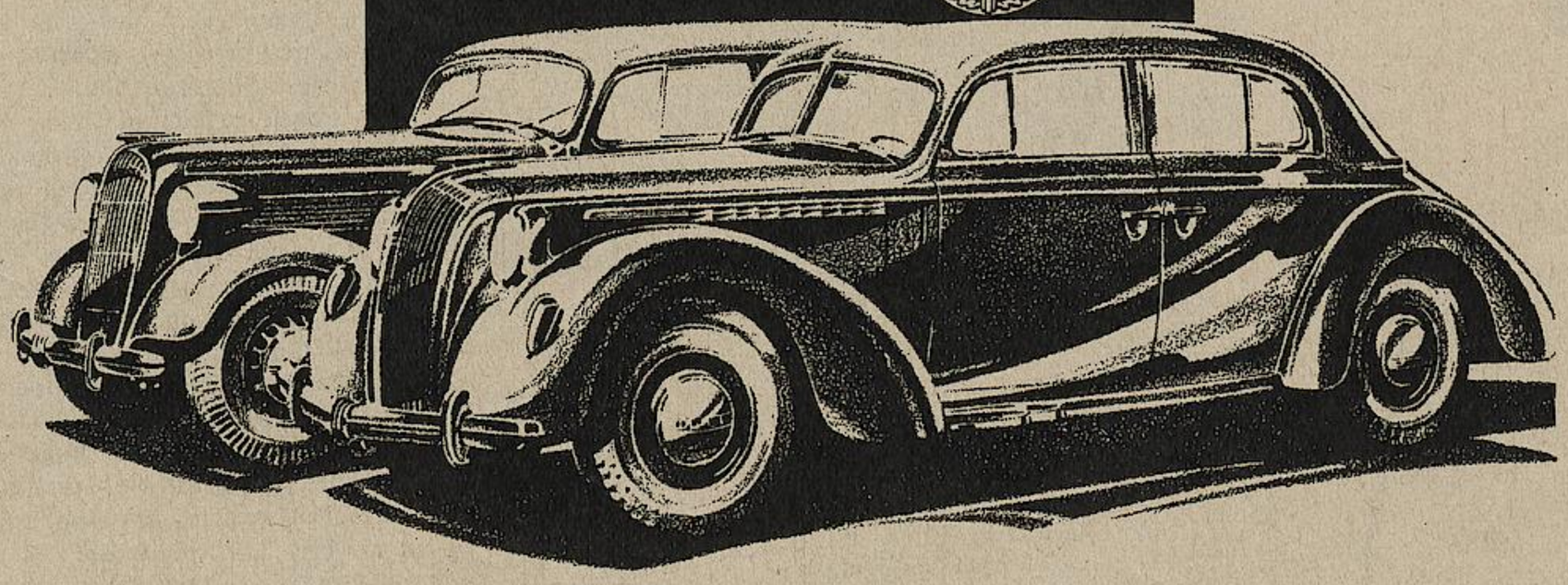
OPEL KADETT
RM 2100 ab Werk

OPEL »SUPER 6«
Von RM 3850 an ab Werk

OPEL OLYMPIA
RM 2500 ab Werk



OPEL ADMIRAL
Von RM 6500 an ab Werk

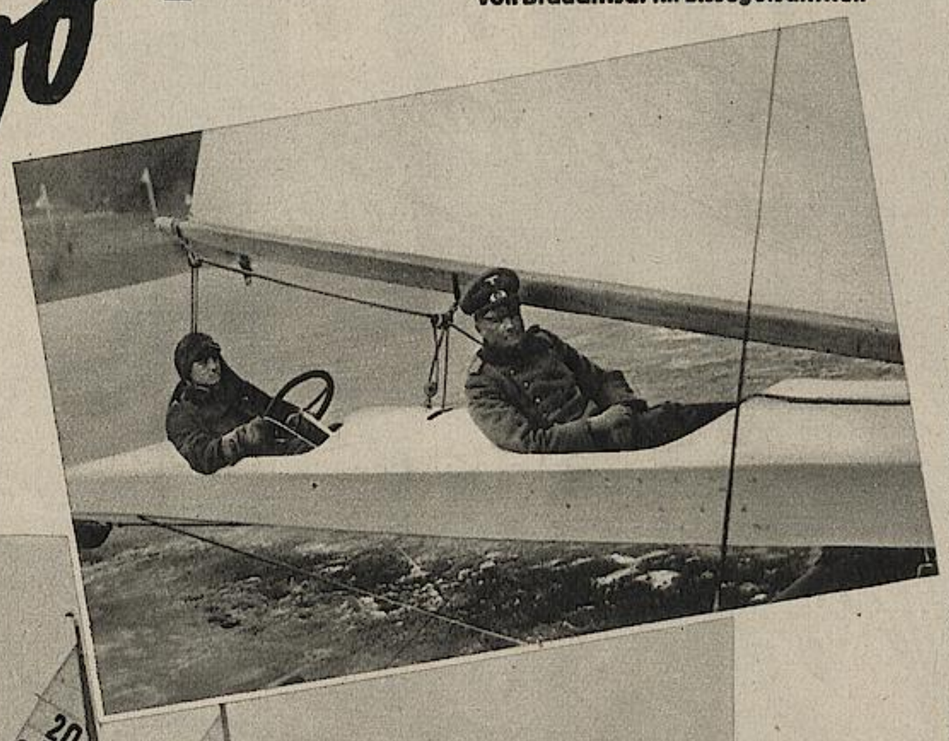


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0315

gefördert durch
Baden-Württemberg

Im Tempo über 100 Km



Deutsche Eissegel-Meisterschaften auf dem Schwenzaitsee bei Angerburg in Ostpreußen. Bild unten: Sämtliche Wehrmacht-Teilnehmer in „Paradeaufstellung". Darüber der Kommandierende General des I. A.-K., General der Artillerie von Brauchitsch im Eissegelschlitten

Ostpreußischer Winter — meist nicht länger als im Reich, oft aber härter und strenger, und dann schlägt er alles in seinen Bann. Auch nach dem Meer greift seine kalte Faust, ganz aber zwingt er die See nicht, nur am Ufer formt er bizarr erstarrte Wellentäler und Wellenberge, an denen sich Schlick führende Brandung bricht.

Etwas besiegt der Winter aber in jedem Jahr ganz. Das sind die weiten Wasserflächen des Frischen und des Kurischen Haffs und der Binnenseen, an denen Ostpreußen so reich ist. Mühsam wird im Frischen Haff die Fahrtrinne des Königsberger Seekanals freigehalten. Doch zwischen der Frischen Nehrung Tolkemitt, Frauenburg und Balga dehnt sich weit und groß die glitzernde Eisfläche. Noch schöner ist sie auf dem Kurischen Haff, wo ihre äußerste Spitze herüberspringt über die Grenze des Memelgebietes und sich grüßend an die Häuser der alten deutschen Stadt Memel schmiegt. Herrlich sind auch die waldumstandenen Eisflächen der masurischen Seen und der Seen im Westen der Provinz.

Diese glitzernden Eisflächen, über die die Winterstürme hinwegfegen, ziehen in jedem Jahr wie ein Magnet eine besondere Sportmannschaft an: die Eissegler. Hart muß diese Mannschaft sein, um Kälte und Frost trotzen zu können. Rauh ihre Hände, um die Segel im eisigen Winde raffen zu können. Klar muß ihr Blick sein, um an Schollen und Rissen vorbei den Schlitten lenken zu können. Schnell von Entschluß muß der Mann am Steuer und am Schott sein, wenn der Sturm im Segel liegt und den Schlitten in oft über 100-Kilometer-Tempo über das Eis jagt.

Was Wunder, wenn gerade der ostpreußische Soldat sich in die Mannschaft dieses Sports einreihte! In den Werkstätten der Pioniere entstand ein Schlitten nach dem anderen, und heute ist es eine Flotte von fast 20 Jachten, über die die Truppenteile des Heeres in Ostpreußen verfügen. In dem Kommandierenden General des I. Armeekorps, General der Artillerie von Brauchitsch, fand der Eissegelsport einen besonderen Förderer, und zielbewußt wurde an die Ausbildung der Eissegelmannschaften herangegangen. Die Kriegsmarine reihte sich ebenfalls mit zwei Schlitten in die stattliche Soldatenflotte ein, und auch die ostpreußische Luftwaffe trat in diesem Jahr mit einer schmucken Jacht auf den Kampfplan.

Allmählich hat sich für den Ablauf der Wettkämpfe auf dem Eise in Ostpreußen ein regelmäßiger Turnus herausgebildet. Die Cranzer Eissegelregatta bei Schwendlund bildet den Auftakt zu den großen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0316
gefördert durch Baden-Württemberg

3 deutsche Meistertitel für die Wehrmacht

Feldwebel Poppeck, Sieger in der 12-qm-Klasse

Feldwebel Blanck (rechts), Deutscher Meister in der 20-qm-Klasse

Oberleutnant Tribukeit, Meister der Eintypklasse

Aufnahmen: Erich Wohnsdorf, Königsberg (5) Presse-Bild-Zentrale (2), Mursch, Lötzen (1)

Wettkämpfen auf dem ostpreußischen Eisrevier. Hier wird die Gaumeisterschaft der Provinz ausgefahren und hart um das „Blaue Band" des Kurischen Haffs gerungen. Schlitten der Wehrmacht sind es, die zahlreich mit diesem Band von den vorigen Jahren her geschmückt sind, und auch in diesem Jahr holte sich die ostpreußische Wehrmacht bei dem Kampf über Schollenfelder und Eisblöcke des Kurischen Haffes in vielen Rennen wertvolle Klassenpreise. Bei über 20 Grad Kälte wurden diese Meisterschaften ausgefahren. Ein besonderes Erlebnis während der Cranzer Eissegelregatta bildete in diesem Jahr die Taufe dreier neuer Wehrmachtsschlitten durch den Kommandierenden General. In seiner Taufrede knüpfte der General der Artillerie von Brauchitsch an die Tatsache an, daß der Große Kurfürst vor rund 250 Jahren mit seinen Regimentern auf Schlitten das Haff überschritt, dem zurückbleibenden Feind an der Klinge bleibend. Und nun stehen wieder Schlitten der Wehrmacht auf dem Eise des Haffes. Eine andere Form, eine andere Aufgabe! Nicht kriegerischem Ernst dienen diese Schlitten, sondern dem friedlichen Wettstreit im Aufbau des deutschen Sports. Als Kind Ostpreußens bezeichnete der Kommandierende General diesen Sport, den der ostpreußische Soldat mit Entschlossenheit, Härte und Einsatz der ganzen Persönlichkeit mit Freuden betreibt.

Mit der sinkenden Sonne des 31. Januar sanken die Segel an den Masten der Schlitten vor Schwendlund und wohl verwahrt ging es auf dem Landtransport sofort hinunter nach Lötzen, wo 112 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der ostpreußischen Truppenteile unter Leitung des Sportoffiziers des Generalkommandos, Major Graf zu Eulenburg, zu dem ersten großen Lehrkursus zusammengezogen wurden. Dort wo im Sommer der Mauersee seine Wellen am Ufer von Lötzen bricht, auf dem idealen Wasserübungsplatz der Lötzener Pioniere, schlugen die Trainingsmannschaften für kurze Zeit ihre Zelte auf. Hart war diese Trainingszeit, galt es doch, klar zum Gefecht für die deutschen Meisterschaften in Angerburg zu machen, die vom 14. bis 18. Februar auf dem Schwenzaitsee bei Jägerhöh ausgetragen wurden. Mit dreizehn Schlitten, verteilt auf die beiden Klassen, traten die ostpreußischen Soldaten zu diesem Wettkampf an, und es war ein herrlicher Anblick, als am Vortage der Regatta die Schlitten der Wehrmacht in geschlossener Geschwaderfahrt die Enge zwischen Mauersee und Schwenzaitsee passierten und am Startplatz eintrafen. Heiß und hart waren die Kämpfe auf dem Schwenzaitsee. In den vielen Rennen dieser vier Tage wurde hart und zäh in sportlicher Fairneß mit den besten deutschen Eisseglern gerungen. Drei deutsche Meistertitel holte sich die Wehrmacht: Feldwebel Poppeck, 6./J.-R. 3, siegte überlegen in der Zwölf-Quadratmeter-Klasse. In der 15-Quadratmeter-Eintyp-Klasse wurde Oberleutnant Tribukeit vom gleichen Regiment deutscher Meister, und der vorjährige deutsche Meister, Feldwebel Blanck, II./J.-R. 23, wurde auch in diesem Jahr wieder Meister in der 20-Quadratmeter-Klasse.

Verlassen liegt zur Zeit das schöne Revier des Schwenzaitsees, das die Kämpfe der deutschen Meisterschaft sah, und nur manchmal ist es, als trüge der Wind noch den klirrenden Sang der über das Eis rasenden Kufen an die Ufer des schönen Sees, über dessen Eisfläche das Heldenkreuz des Ehrenfriedhofes von Jägerhöh grüßt.

Die Eissegelmannschaften der ostpreußischen Wehrmacht aber rüsten bereits zu neuen Taten. Eine aus den Meistern und Siegern zusammengestellte Mannschaft, die in Schwendlund und in Angerburg harte Proben bestanden haben, wird in den nächsten Tagen mit fünf Schlitten der Wehrmacht unter Führung von Major Graf zu Eulenburg nach Riga in Marsch gesetzt, um mit anderen Sportskameraden die deutschen Farben in den Europameisterschaften vom 10. bis 14. März zu vertreten.

H. Judeich,
Hauptmann (E) im Stabe d. Generalkommandos I. A.-K.

HAUS NEUERBURG

6 OVERSTOLZ
25 Pfennig

echt mazedonisch

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0317

gefördert durch
Baden-Württemberg

Stahlrohr-Herstellung

90 jährige Betriebserfahrung
Modernste Einrichtungen
Umfangreichstes Programm

DEUTSCHE RÖHRENWERKE A.G.

HAUPTVERWALTUNG DÜSSELDORF

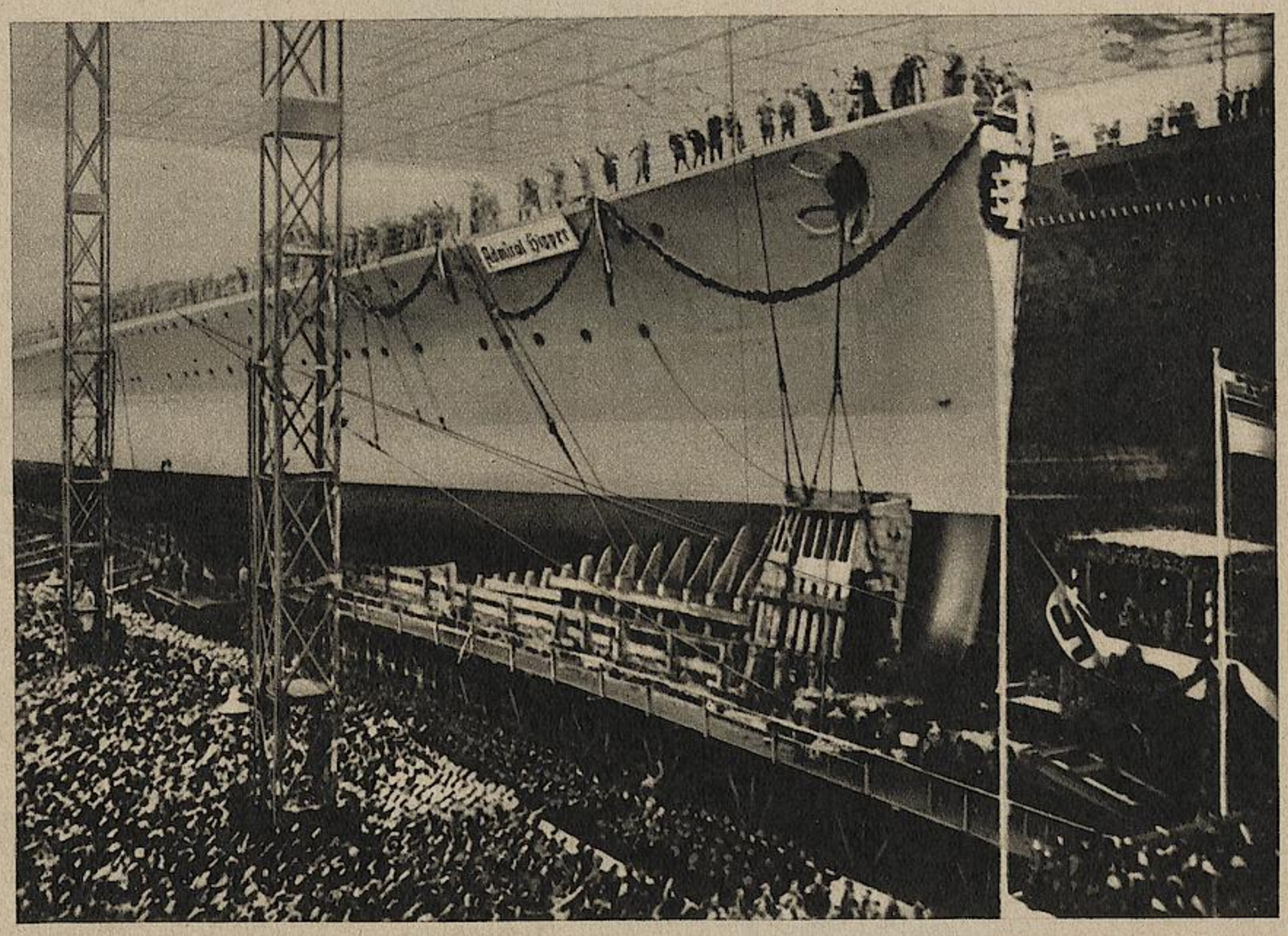
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0318

gefördert durch
Baden-Württemberg

DIE SCHWEREN KREUZER

von Kapitänleutnant A. Wolf



Ein Blick auf die Schiffslisten der Kriegszeit zeigt, daß der Kreuzertyp bei den führenden Seemächten eine sehr gleichmäßige Entwicklung durchlaufen hatte. Die durchschnittliche Wasserverdrängung belief sich damals auf 4500 bis höchstens 5000 Tonnen, das Kaliber auf rund 15 Zentimeter. Lediglich England hatte in den beiden letzten Kriegsjahren sowohl die Tonnage als auch das Kaliber erheblich gesteigert, indem es 1916 mit der Inbaugabe der „Hawkins"-Klasse auf eine Wasserverdrängung von 9700 bis 10 000 Tonnen und ein Kaliber von 19 Zentimeter ging.

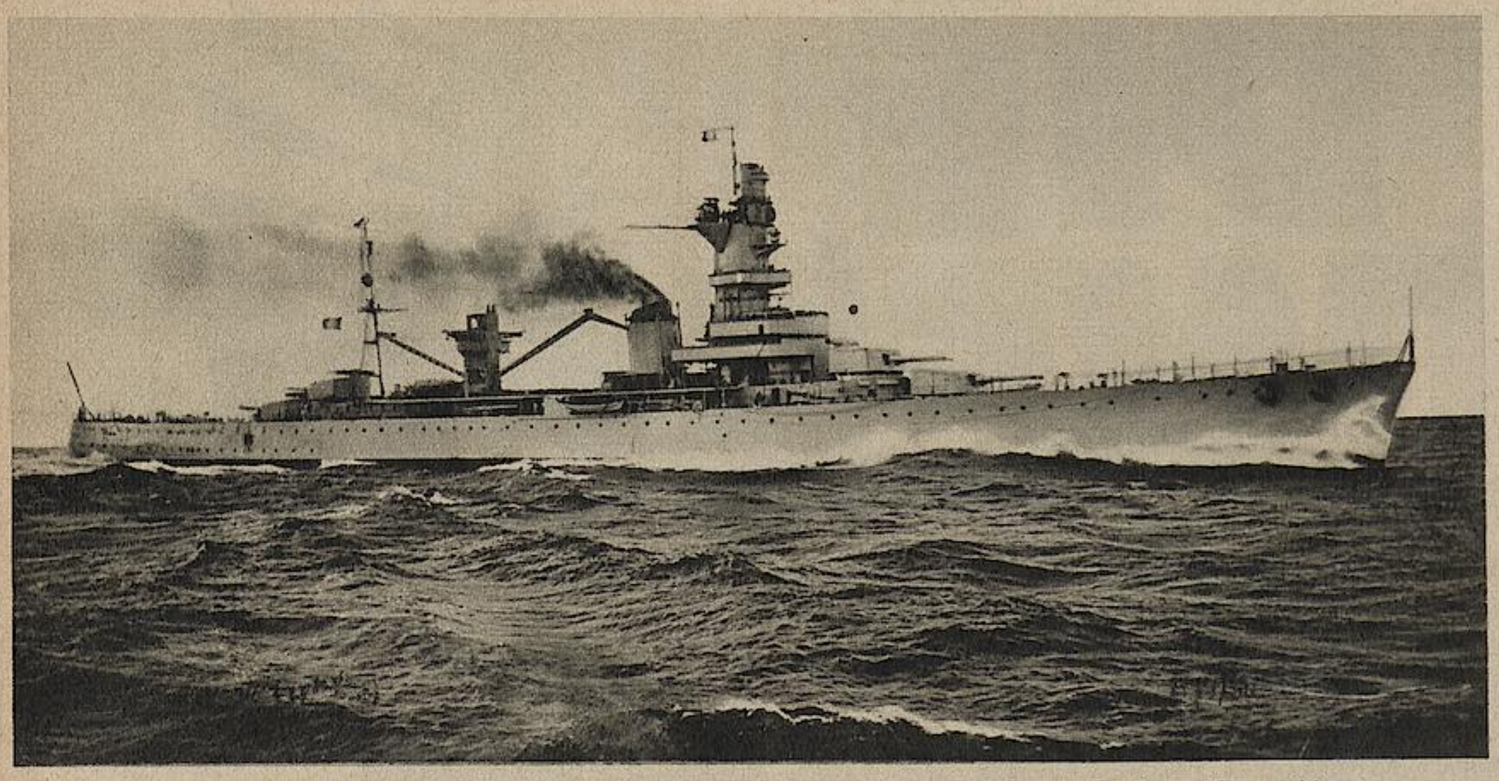
Bei Beendigung des Weltkrieges standen die Verbandsmächte vor ungeheuren Rüstungsplänen, für die nicht zuletzt der Wunsch der Vereinigten Staaten, ihre Flotte bis zur Stärke Englands auszubauen, maßgebend gewesen war, um so mehr, als England ursprünglich nicht gesonnen war, vom Zweimächtestandard abzugehen. Das drohende Wettrüsten hätte aber die Haushalte weiter auf das schwerste belastet. Angesichts dieser Lage sah sich das rüstungsmüde England veranlaßt, seine bisherige Vormachtstellung zur See aufzugeben und den Vereinigten Staaten die Gleichberechtigung zuzuerkennen. Die Flottenkonferenz von Washington, die im Jahre 1921 zusammentrat und am 6. Februar 1922 mit einem Abkommen schloß, leitete die Seeabrüstung ein.

Unter die damals festgelegten Begriffsbestimmungen fiel auch der Kreuzertyp, für den England eine Standardtonnage von 10 000 Tonnen durchsetzte, während die Vereinigten Staaten für das Kaliber eine Höchstgrenze von 20,3 Zentimeter erreichten. Damit wurde der Typ der englischen „Hawkins"-Klasse für die Nachkriegskreuzer richtunggebend. Dieser anfängliche, von

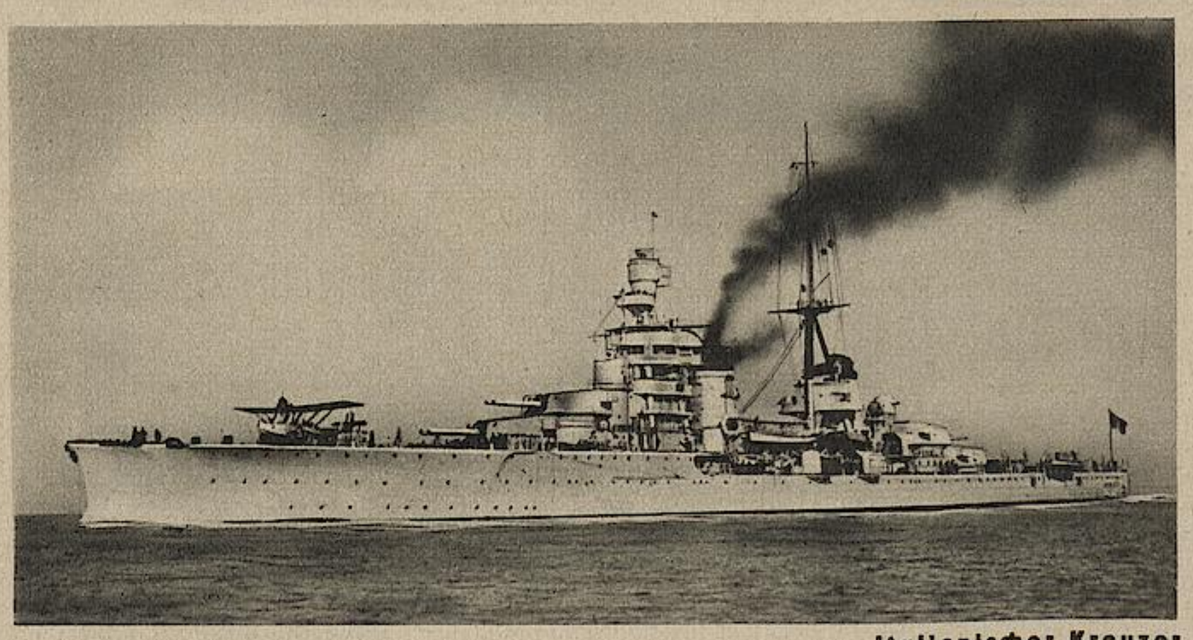
Britischer Kreuzer „York" (1928) 8250 t, 32 Sm., sechs 20,3-cm-Geschütze, 6 Torpedorohre 53,3 cm Ein Bordflugzeug

Bild oben: Der erste 10000-Tonnen-Kreuzer der neuen deutschen Kriegsmarine „Admiral Hipper" lief vor kurzer Zeit vom Stapel

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0319
gefördert durch Baden-Württemberg



Französischer Kreuzer „Algérie" (1932), 10000 Tonnen, 32 Seemeilen, acht 20,3-Zentimeter-Geschütze, sechs Torpedorohre 55 Zentimeter, drei Bordflugzeuge



Italienischer Kreuzer „Gorizia" (1930), 10000 Tonnen, 35,1 Seemeilen, acht 20,3-Zentimeter-Geschütze, drei Bordflugzeuge

Bild links: USA-Kreuzer „Pensacola" (1929), 9100 Tonnen, 32,7 Seemeilen, zehn 20,3-Zentimeter-Geschütze, vier Bordflugzeuge

Bild unten: USA-Kreuzer „San Francisco" (1933), 9950 Tonnen, 32,7 Seemeilen, neun 20,3-Zentimeter-Geschütze, acht Bordflugzeuge

Aufnahmen: E. Gröner (6), Presse-Photo (1)

Sparsamkeit diktierte Vorteil wirkte sich auf lange Sicht für England sehr nachteilig aus. Denn schon nach fünf Jahren überwarf es sich auf der Coolidge-Konferenz in Genf (1927) mit den Vereinigten Staaten in der Kreuzerfrage. England verlangte eine Überlegenheit über die Vereinigten Staaten, wobei es eine Zahl von 70 Kreuzern als Mindestbedarf angab. Es forderte außerdem, wenn nicht die Abschaffung des sogenannten Washington-Kreuzers zugunsten eines kleineren Typs, so doch die Unterteilung der Kreuzer in zwei Klassen, deren eine die 10 000-Tonnen-Kreuzer mit 20,3-Zentimeter-Geschützen, die zweite eine kleinere Kreuzerart mit einem Kaliber von höchstens 15,5 Zentimeter umfassen sollte. Die Vereinigten Staaten beharrten auf ihrem Standpunkt, der in der alleinigen Beibehaltung des großen Typs gipfelte. Die Konferenz scheiterte. Erst 1930 gelang auf der Londoner Konferenz eine Einigung, die eine Kompromißlösung brachte. England erreichte die Unterteilung der Kreuzer in zwei Klassen nach seinem ursprünglichen Vorschlag, der nunmehr in der Klasse der A- und B-Kreuzer Gestalt fand. Allerdings blieb die Tonnage von 10 000 Tonnen auch für den B-Kreuzer bestehen. Nur das Kaliber wurde auf 15,5 Zentimeter begrenzt. Die Vereinigten Staaten sicherten sich in der Klasse der A-Kreuzer eine Überlegenheit über England, das in der Klasse der B-Kreuzer durch eine höhere Gesamttonnage entschädigt wurde. Zahlenmäßig wurde das Verhältnis derart festgelegt, daß England in der Klasse der schweren (A) Kreuzer 15, die Vereinigten Staaten 18 und Japan 12 Kreuzer zugesprochen erhielten. England durfte außerdem die vier Kreuzer der „Hawkins"-Klasse unabhängig von der festgesetzten Zahl von 15 schweren Kreuzern bis Ende 1936 im Dienst behalten. Frankreich und Italien ratifizierten den Londoner Vertrag von 1930 nicht und sicherten sich freie Hand.

Die Hintergründe für diese verschiedenartigen Forderungen in der Kreuzerkategorie seien kurz zusammengefaßt.

Das weitverzweigte britische Weltreich benötigt zu seinem und seiner Seeverbindungen Schutz eine große Anzahl Kreuzer. Es muß daher schon aus Gründen der Kostenersparnis auf einen kleineren Typ Wert legen, der ihm zugleich gestattet, eine entsprechend größere Anzahl von Einheiten in Dienst zu halten. Hinzu kommt, daß angesichts der sehr günstigen Stützpunktlage Englands die Aktionsradien der Kreuzer nicht ausschlaggebend zu sein brauchen und damit ohnedies den kleineren Kreuzer vorteilhafter erscheinen lassen. Ferner besitzt England in seiner Handelsflotte eine Reserve an Hilfskreuzern, über die keine andere Seemacht in gleichem Umfange verfügt. Deren Artillerieausrüstung darf sich nach den bisherigen Verträgen nur auf ein Höchstkaliber von 15,5 Zentimeter erstrecken. Die Überlegenheit eines Kreuzers mit einer Artillerie von 20,3-Zentimeter-Geschützen gegenüber diesen Hilfskreuzern liegt auf der Hand.

Demgegenüber haben die Vereinigten Staaten eine an Umfang viel geringere Handelsflotte, sind demnach auch an Hilfskreuzern ärmer. Sie besitzen nur wenige Stützpunkte. Die seestrategische Lage erfordert große Schiffe mit weitem Aktionsradius, die ohne enge Anlehnung an Stützpunkte im freien Seeraum selbständig zu operieren vermögen. Schließlich liegt auf amerikanischer Seite der Wunsch nach artilleristischer Überlegenheit gegenüber den zahlreichen britischen Hilfskreuzern nahe.

Zieht man hieraus die Schlußfolgerung, so zeigt sich, daß der schwere Kreuzer von entscheidendem Wert nur für die Macht ist, die auf ausreichende über-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0320
gefördert durch Baden-Württemberg

seeische Stützpunkte verzichten muß und auch mit Hilfskreuzern nur ungenügend ausgerüstet ist. Die Abneigung Englands gegen diesen Typ des ausgesprochenen Handelsstörers wird damit durchaus verständlich. Es hat auch in dem neuen Londoner Abkommen von 1936 erreicht, daß im Bau der schweren Kreuzer bis 1942 eine Pause eintritt. Obgleich dieser Vertrag nur für England, USA. und Frankreich bindend ist, liegen auch in Japan und Italien zur Zeit keine Bauvorhaben in dieser Klasse vor. Japan hat von jeher den schweren Kreuzer als ausgesprochene Angriffswaffe abgelehnt, ohne jedoch auf den vertragsmäßigen Ausbau zu verzichten. Italien begnügt sich mit der Parität zu Frankreich, die mit 7 Schiffen erreicht ist.

So sind augenblicklich nur in Deutschland drei schwere Kreuzer in Bau, von denen der erste bei seinem Stapellauf am 6. Februar auf den Namen des unvergeßlichen Befehlshabers der Aufklärungsstreitkräfte im Kriege, Admiral Hipper, getauft wurde.

Das deutsch-englische Flottenabkommen berechtigt Deutschland, nach dem derzeitigen Stand der britischen Flotte fünf schwere Kreuzer in Dienst zu halten. Sie werden in einigen Jahren in die Flotte eingereiht sein, wertvolle Einheiten zur Wahrung der deutschen Seeinteressen.

Noch eine weitere Macht hat sich neuerdings dem Bau von schweren Kreuzern zugewandt: Sowjetrußland, das sich in zweiseitigen Verhandlungen mit England Zusicherungen im Bau von Schlachtschiffen und schweren Kreuzern geben ließ. Die britische Abneigung gegen den schweren Kreuzer ging wohl doch nicht so weit, um der russischen Forderung auf vorläufig 7 dieser Einheiten zu widerstehen. Ein solches Zugeständnis mußte berechtigtes Erstaunen und nicht geringe Beunruhigung auslösen. Denn hier hat England bewußt die selbst angestrebte Baufeierzeit für schwere Kreuzer durchbrochen. Die Rückschlüsse auf die künftige Kräfteverteilung im europäischen Mächtekreis liegen klar auf der Hand.

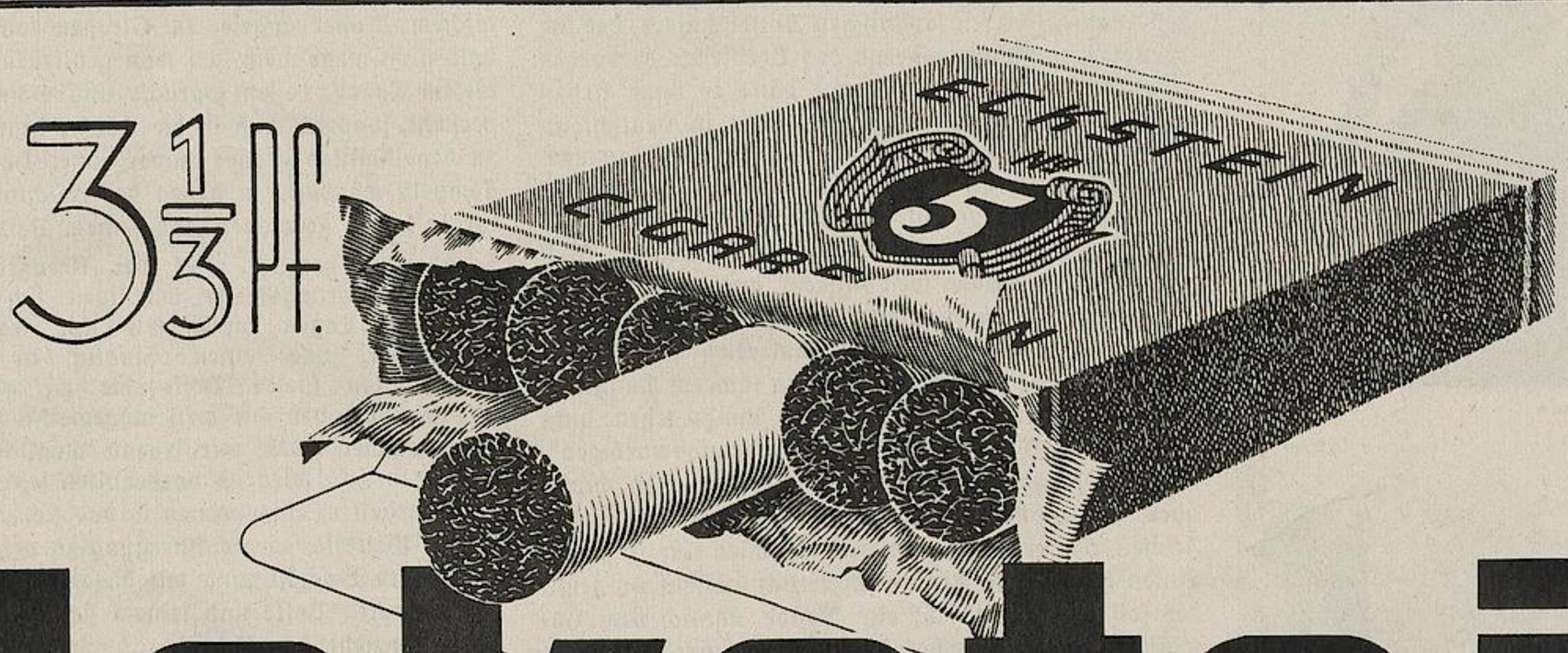
Abschließend sei noch kurz auf die Entwicklung des schweren Kreuzers bei den einzelnen Mächten eingegangen. Sie beweist deutlich die verschiedene Auffassung über den Verwendungszweck und die Aufgaben des Typs. England und die Vereinigten Staaten bevorzugten anfänglich unter voller Ausnutzung der Tonnage bei zunächst geringem Panzerschutz und einer Höchstgeschwindigkeit von durchschnittlich etwa 32 Seemeilen Schiffe mit besonders großem Aktionsradius,

Japanischer Kreuzer „Naschi" (erbaut 1927) 10 000 Tonnen, 33 Seemeilen, zehn 20,3-Zentimeter-Geschütze, acht Torpedorohre 60,9 Zentimeter, vier Bordflugzeuge

während Frankreich und Italien — auf Kosten der Fahrstrecke und des Schutzes — der Geschwindigkeit den Vorzug gaben. So erzielen die ersten französischen Schiffe Geschwindigkeiten bis zu 36 Seemeilen, verfügen aber dafür über keinerlei Panzerschutz. Die Leistungen der italienischen schweren Kreuzer sind noch mehr gesteigert worden. Wir finden in den amtlichen Angaben Geschwindigkeiten bis zu 39 Seemeilen verzeichnet. — Japan hielt sich anfangs etwas zurück und baute mit einer Wasserverdrängung von nur 7000 Tonnen einen etwas kleineren Typ, der bei schwachem Panzerschutz etwa 33 Seemeilen entwickelt. Dagegen wurde die Dampfstrecke besonders groß bemessen.

Die schwere Artillerie war von vornherein bei allen Mächten einheitlich. Das 20,3-Zentimeter-Geschütz bildet die Norm. Die Zahl der Geschütze beträgt bei den europäischen Mächten durchschnittlich acht. Die Vereinigten Staaten sind von zehn auf neun zurückgegangen, die Japaner dagegen steigerten die Zahl von anfänglich sechs bei größer werdender Tonnage auf zehn.

Die neue Entwicklung zeigt nun wieder eine bemerkenswerte Angleichung. Frankreich und Italien sind im Interesse des Panzerschutzes mit den Geschwindigkeiten auf etwa 32 bis 33 Seemeilen heruntergegangen. Japan steigerte die Tonnage auf 10 000 Tonnen und konnte damit nicht nur die Geschützzahl vermehren, sondern auch den Panzerschutz verstärken und selbst die Dampfstrecke noch weiter erhöhen (bis auf 14 000 Seemeilen), während die Angelsachsen mit Ausnahme einer Verstärkung des Schutzes keine nennenswerten Änderungen ihres Typs vorgenommen haben. Auf den Schiffen aller Flotten wird die schwere Artillerie durch zahlreiche Flaks ergänzt. Sehr verschieden ist die Ausrüstung mit Torpedorohren. Sie fehlen bei den Amerikanern und bei den neuesten italienischen Einheiten vollständig. Im übrigen schwanken die Zahlen zwischen sechs und zwölf. Große Unterschiede weist auch die Flugzeugausrüstung auf. So halten die englischen Kreuzer die untere Grenze mit durchschnittlich nur einem Bordflugzeug, die Amerikaner dagegen mit acht Flugzeugen weitaus die Spitze.



Eckstein

Es hat schon seinen Grund, daß diese vollstarke, würzige Zigarette in der schlichten grünen Packung täglich neue Anhänger gewinnt und im Umsatz unter allen deutschen Zigaretten seit Jahren an erster Stelle steht.

**Sie verbürgt sorgfältigste Arbeit,
ist angenehm im Geschmack,
bietet wirklich guten Tabak.**

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0321

gefördert durch
Baden-Württemberg

Kreuzer „Emden" in Ostasien

Am Wendepunkt der Reise: in Tokio

von Oberleutnant z. S. Hockemeyer

Eine Sonnenhöhe wird genommen

Große Wäsche an Bord. Unten: Kartoffelschälen im Sportanzug

Während wir in Galle auf Ceylon lagen, bekamen wir die Nachricht, daß wir zusätzlich noch zu unseren bisherigen Häfen Yokohama zu einem offiziellen Besuch anlaufen sollten. Dieser Hafen fiel uns wie ein Geschenk in den Schoß, und als wir auslaufen, stellen wir fest, daß auch er uns ein Geschenk mitgegeben hat, in Gestalt eines jungen japanischen Mittelschülers, der sich irgendwo im Schiff während des Bordfestes verborgen gehalten hat. In seiner Heimat hätte er keine Arbeit gefunden und nun wollte er sein Glück in Deutschland versuchen. Ganz so weit wird er freilich nicht kommen, denn schon am Eingang in die Inlandsee geben wir ihn dem Lotsenboot mit, das uns für die schwierigen Gewässer dort einen Lotsen von Kobe bringt. Noch jetzt, über 100 Meilen weit entfernt, grüßt uns der heilige Berg, der Fuji-no-gama, dessen Kegelform als Motiv auf allen japanischen Malereien und Kunstarbeiten immer wiederkehrt. In den schneeverhangenen Tagen mußte man viel Glück haben, ihn zu sehen; dicht lagerten die Wolken vor dem „Verehrungswürdigen", und nur selten reckte er seinen schneebedeckten Gipfel über die Wolkenschicht. Wir nehmen es als gutes Zeichen, daß er nun zu unserem Abschied klar in seinen Linien heraustritt, denn wem er sich auslaufend zeigt, der soll wiederkommen; ein Glaube, ähnlich dem Hawaiis, wo die Blumenkränze, die sogenannten Leyi, die man zum Abschied geschenkt bekommt, über Bord geworfen werden, und der, dessen Leyi am Ufer wieder angespült wird, wird wieder auf Hawaii sein dürfen.

Fünf kurze Tage lagen wir in Yokohama, dem Hafen der Hauptstadt des Inselreiches Tokio. Man kann kaum die beiden Städte voneinander trennen, ohne Unterbrechung fließen sie ineinander über, 6,6 Millionen Menschen zusammenballend. Eine elektrische Schnellbahn bringt uns in 40 Minuten pünktlich nach einem der Bahnhöfe Tokios, mitten hinein in diese Stadt, die in 13 Jahren energischster und zähester Arbeit aus den Trümmern des gewaltigen Erdbebens und der diesem folgenden Feuersbrunst wieder erstanden ist. Der erste Eindruck ist enttäuschend. Es gibt kein Stadtbild in unserem Sinne, wie wir es kennen, wenn wir gegen einen hellen Himmel eine unserer europäischen oder amerikanischen Städte sehen; flach und grau lagern die niedrigen Häuser, dazwischen einige wenige Punkte, die sich, wie der Kaiserliche Palast, das Parlament oder auch einige Hochhäuser, aus der Masse herausheben. Schon da merkt man, daß das Auge sich umstellen muß, von dem Schweifen über große Linien zu dem ruhigen Schauen der Vielfalt der Kleinigkeiten, um zu sehen, zu erfassen, wo der ausgeprägte Schönheitssinn des

Geishas und eine Parade von 200 Paar Stiefeln! Bei einem Besuch der Besatzung in einem japanischen Haus muß auch sie die Stiefel ausziehen

Japaners seinen Ausdruck findet. Aber dazu darf man nicht durch die sich endlos hinziehenden, nach amerikanischem Muster angelegten Straßen laufen, wo man bald nicht mehr weiß, wo man geblieben ist, hilflos in diesem Lande, dessen Sprache und Schrift man nicht versteht, sondern muß in die Häuser hineingehen oder zu den inmitten großer immergrüner Haine gelegenen Tempeln wandern, in denen der Reichtum dieser Kultur in seiner Fremdheit und seinem Reiz erscheint.

Überaus herzlich wird der Kreuzer empfangen. Alle Bevölkerungskreise beteiligen sich daran, uns in diesen Tagen soviel wie nur irgend möglich zu zeigen, uns einen Einblick in das Leben und Denken dieses Volkstums zu geben. Augen und Ohren haben wir weit aufgemacht, haben in uns aufgenommen, was nur irgend möglich war. Einer ruhigeren Zeit wird es vorbehalten sein, das Erlebte zu verarbeiten, einzuordnen in das sich allmählich formende Weltbild, es als Anregung zu nehmen für eine intensivere Beschäftigung mit diesem uns freundschaftlich gesinnten Volke und seinem sich über 30 Breitengrade hinziehenden Reich.

Mit 350 Mann machen wir einen Marsch durch die Stadt, um im Yosukuni-Schrein einen Kranz zu Ehren der Gefallenen niederzulegen. Die Straßen stehen gedrängt voller Menschen, aus den Fenstern wehen Hakenkreuzflaggen zusammen mit den Fahnen mit dem roten Sonnenball auf weißem Grunde, vor den Kaufhäusern und Fabriken haben sich Arbeiter und Angestellte versammelt, eine freudig und uns immer wieder begrüßende Menschenmenge zieht mit uns. Filmwagen vorn und hinten, kniende und liegende Bildberichterstatter photographieren unentwegt, häufig verschwinden die Kompanien im Gedränge, viele grüßen mit dem Deutschen Gruß, es ist ein Betrieb, als wenn am Skagerraktage die Wache in Berlin aufzieht. Nur ist das Bild bunter, die heimische Tracht hat sich auch hier in der Hauptstadt in starkem Maße erhalten. Die überwiegende Mehrheit der Frauen, aber auch ein großer Teil der Männer trägt bunte Kimonos, deren Farbton sich nach Alter und Würde richtet. Die der kleinen Kinder leuchten, als wären sie eben aus einem Tuschkasten gesprungen, im Gegensatz zu den gedeckten Farben und Mustern der der älteren. Zu den Kimonos gehören noch eine Anzahl anderer Kleidungsstücke, verschieden für Männer und Frauen, aber auch farbig, bunt und lebendig. Die Getas an den Füßen, Holzsandalen mit zwei etwa drei bis vier Zentimeter hohen senkrechten Brettchen darunter, geben Männern wie Frauen einen uns fremden, schiebenden Gang, der für unsere Augen unschön wirkt. Oft auch sieht man die Menschen in westlicher Kleidung; sie paßt aber nicht zu den kleinen zerbrechlichen Figuren.

Jetzt, da ich so erzähle, merke ich erst, wie recht ich hatte, zu sagen, daß das Auge sich umstellen muß, es sind die vielen Kleinigkeiten, die in ihrer Gesamtheit das Bild formen und lebendig machen. Man könnte stundenlang von all den uns fremden Einzelheiten berichten, aber der, der nicht das Treiben hier gesehen hat, nicht selbst einmal in einem japanischen Hause gesessen hat, der wird sich all diese Dinge nicht zusammenreimen können, wird sich z. B. keine Vorstellung machen können von den vollendet stilvoll-schönen Räumen mit ihren Reisstrohmatten und der Tokonoma, einer Nische in jedem Haus, in der in immer wiederkehrender Dreiheit ein Kakomono, Zweige in einer Vase und eine Figur, sei es die einer Gottheit oder eines Tieres hängt bzw. steht. Und ebenso würde es sein, wollte ich von einem japanischen Essen erzählen, wo man auf Kissen vor niedrigen Lacktischchen kauert, wo Geishas kniend mit tiefen Verbeugungen servieren, wo das Fleisch auf kleinen Öfen auf dem Tisch gebraten wird, Geishas in unbekanntem, fremdem Rhythmus tanzen, deren Hände fast wie selbständige Lebewesen werden, die nichts mehr mit dem fast ruhenden Körper zu tun haben. Wir, die wir zum ersten Male hier sind, müssen uns erst hineinsehen in die Klarheit der Räume, in die Bewegungen ihrer Menschen, müssen Ruhe haben, um nur zu schauen und in uns aufzunehmen, ohne zu werten oder nach der Bedeutung zu suchen. Auf die kommt es zunächst gar nicht an; irgendwann fällt es einem dann wie ein Schleier von den Augen und man erfaßt mit allen Sinnen die in all diesen Dingen lebende Schönheit. Und wem es so geht, wer sucht und fragt, der kann manches Interessante hören, kann hören, daß Fenster und Katamis, die Reisstrohmatten, schon seit mehr als drei Jahrhunderte in ihrer Größe genormt sind, als noch kein Mensch in Europa an eine Normierung dachte, kann sich von der Kunst des Zweigestellens erzählen lassen, in der jeder Zweig und jede Blume eine Bedeutung hat, und die die jungen Mädchen jahrelang erlernen müssen, und auch dann können sie es doch nur einer bestimmten Schule gemäß (und es gibt viele davon), kann sich die Art des Kakomonos erklären lassen, einer Art aufrollbaren Wandbildes, das immer in der heiligen Tokonoma hängt und den Jahreszeiten entsprechend häufig gewechselt wird.

Doch zu dem äußeren Geschehen. Die Deutsche Kolonie hat rührend für uns gesorgt. Durch einen Empfangsabend in einem großen Hotel Yokohamas finden wir den ersten Anschluß. Private Einladungen und Führungen durch Tokio laufen für die gesamte Besatzung neben dem offiziellen Programm her. Doch vor allen Dingen verdanken wir es den Deutschen hier draußen, daß wir zu einem der schönsten Punkte Japans, nach Nikko kommen, einer Tempelstadt inmitten herrlichster schneebedeckter Berglandschaft. Mit D-Zuggeschwindigkeit bringt uns der Zug von Tokio gen Nordwesten, hinein in die Insel; zuerst durch flache, fast ostpreußisch anmutende Landschaft, guckten nicht die sauber abgegrenzten Reisfelder und Maulbeerplantagen unter dem hier unten noch dünnen Schnee hervor. Aber allmählich ändert sich das Bild. Berge im Westen und Südwesten tauchen auf, bis wir ziemlich plötzlich inmitten der Bergwelt sind. Hoch liegt der Schnee in dem kleinen Ort, dessen Bürgermeister nach japanischer Sitte uns mit vielen tiefen Verbeugungen begrüßt und uns zu einem Gasthaus führt, in dem wir auf japanisch essen. Wie vor dem Eintreten in jedes japanische Haus müssen wir auch hier die Schuhe ausziehen; zweihundert Paar Stiefel in Paradeaufstellung können auch ein unvergeßliches Bild sein, Geishas tanzen für uns, und dann kauern wir leicht fröstelnd auf dem Kissen zum Essen nieder. Auch die Handhabung der Eßstäbchen will gelernt sein. Vorsichtig versucht jeder einen dieser großen Fayencetöpfe, in denen Holzkohle glüht, Hibachi genannt, in seine Nähe zu rücken, denn das japanische Haus bietet mit seinen Papierfenstern und seinen dünnen Wänden keinen rechten Schutz gegen Kälte. Draußen aber wird in dem langentbehrten Schnee und der klaren Luft getobt zur Begeisterung der Einwohner, die so etwas anscheinend noch nicht gesehen haben. Bis wir dann vor der lackroten heiligen Brücke stehen, die zu dem geheiligten Gebiet der Tempel hinüberführt und nur an den Festtagen von den Boten des Kaisers überschritten werden darf. Für uns Sterbliche führt eine andere Brücke über die Schlucht in den Wald dreihundertjähriger Kryptomerien, die sich schier endlos gen Himmel recken. Heiliger Boden ringsum, wie auch in Tokio um die Tempel, zu denen man nicht hinkommt, es sei denn durch die immergrünen Haine, die den Gläubigen sich sammeln lassen vor seinem Gebet, bis zu den Torii, diesen Toren in ihren klaren, großen Linien, die die bösen Geister des Hindurchschreitenden bannen und ihn gereinigt vor die heiligen Schreine mit den sterblichen Überresten großer Kaiser, Schryune oder anderer großer Männer aus der Geschichte des japanischen Volkes treten lassen. Um diese Schreine als dem Allerheiligsten erheben sich die Tempel, die Trommelhäuser, eine Unzahl barocker, buntester Gebäude, deren leuchtende Farben und bizarre Formen sich nicht recht in Einklang zu der sie umgebenden nördlich herben Schneelandschaft bringen lassen. Sie sind in ihren Ausdrucksformen zu südlich, der malayische Teil des japanischen Volkstums scheint sie geformt zu haben.

Den Matrosen wird das Essen von Geishas serviert: man sitzt auf Kissen vor niedrigen Lacktischen und versucht die Eß-Stäbchen zu handhaben

Spät am Abend kommen wir in die Großstadt Tokio zurück wie aus einem Märchenlande, müssen uns erst in der Wirklichkeit zurechtfinden, zu groß war der Eindruck dieser Stunden bei den Göttern Japans.

Eine Einladung in eine deutsche Universität bringt uns ihren Leitern und Lehrern näher. Nach einer Ansprache eines aktiven japanischen Obersten — jeder Universität ist ein hoher Offizier beigegeben —, der uns herzlich begrüßt und, wie in vielen hier gehaltenen Reden, auf die den beiden Völkern gemeinsamen Charakterzüge hinweist und warme Worte für das deutsch-japanische Abkommen findet, singen uns die japanischen Studenten Lieder beider Völker, der Vertreter der Studentenschaft begrüßt uns herzlich in gutem Deutsch, und dann folgen Kindertänze, entzückend in ihrer Zartheit und Unbekümmertheit, ein japanisches Lustspiel mit einer derart ausgelassenen Heiterkeit, wie sie uns, die wir den Japaner immer nur zäh arbeitend und mit verschlossener Miene in Europa erlebten, gänzlich unerwartet war. Später sitzen wir dann beisammen, sie führen uns Schwerttänze mit den wunderbaren alten Katagas vor, Fechten, Kendo genannt, und uralte Gesänge aus den No-Dramen. — Yokohama, du hast gehalten, was wir von dir erträumt haben, du warst der östlichste Punkt unserer Reise und ihr Höhepunkt. Nachdem schon am 15. Januar Bergfest war, das heißt die Hälfte der Zeit im Ausland um war und durch das ganze Schiff „Holdrioh, jetzt geht's zur Heimat" klang, so fahren wir doch jetzt erst wieder gen Westen, Kurs Heimat. Nanking und Shanghai liegen vor uns, was werden sie uns bringen?

Die heilige Brücke in Nikko, die zu den geheiligten Tempeln führt und nur an Festtagen von den Boten des Kaisers überschritten werden darf

Alle Aufnahmen: Oberhoboistenmaat Brüchmann

SEIT 1879
MIX & GENEST
AKTIENGESELLSCHAFT · BERLIN-SCHÖNEBERG · GENESTSTR. 5-6
FERNSPRECHEN · FÖRDERN · FERNMELDEN

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0322
gefördert durch Baden-Württemberg

Der San.-Inspekteur der Luftwaffe, Oberstarzt Dr. Hippke, vermittelte unserem Mitarbeiter Jochen Großmann ein Gespräch über dieses Thema mit dem Leiter des Luftfahrtmedizinischen Forschungsinstitutes, Herrn Prof. Strughold, und dem ärztlichen Referenten bei der Versuchsanstalt für Luftfahrt, Herrn Dr. Ruff.

Luftwaffe und medizinische Forschung

Es ist gut, von Zeit zu Zeit einmal daran zu denken, daß die grau-blaue Luftwaffenuniform, die uns schon zu einer vertrauten Selbstverständlichkeit geworden ist, erst seit knapp zwei Jahren getragen wird. Am 10. März 1935 wurde durch den Reichsminister der Luftfahrt, General Göring, anläßlich einer Unterredung mit dem Sonderberichterstatter einer englischen Zeitung zum ersten Male in der Öffentlichkeit die Aufstellung eines dritten Wehrmachtteils, einer deutschen Luftwaffe, bekannt. Die neue deutsche Luftwaffe, die in weniger als zwei Jahren heute mit ihrem Menschen- und Maschinenmaterial zu den besten Luftflotten der Welt gehört. Generaloberst Göring schuf in dem ihm unterstellten neuen Wehrmachtteil einen der größten Sicherheits- und Friedensfaktoren des Dritten Reiches. Bewundernswerter ist diese Leistung um so mehr, als die neu zu schaffende Luftwaffe wohl auf der Tradition und den unvergeßlichen Taten unserer ungeschlagenen Flugzeugbesatzungen des Weltkrieges fußen, nicht aber auf der praktischen 15jährigen Nachkriegserfahrung der Luftwaffen aller Nationen der Welt aufbauen und weiter entwickeln konnte.

Was das bedeutete, mögen uns folgende kurzen Angaben vor Augen führen. Während man 1918 Fluggeschwindigkeiten von 200 Stundenkilometer kaum kannte, erreichen heute Militärflugzeuge Geschwindigkeiten bis zu 500 Stundenkilometer! Die Bewaffnung stieg von zwei MG. bei Kriegsende auf drei, vier und fünf MG., und schließlich begann man Kriegsmaschinen mit kleinen Maschinenkanonen auszurüsten. Die Steighöhe wurde von 6000 Meter auf 9000 und 10 000 Meter heraufgeschraubt. Die Kampfflugzeuge wurden im Laufe von 15 Jahren durch immer größere und schnellere Typen ersetzt, die Tragfähigkeit von 500 bis 1000 Kilogramm auf 1000 bis 3000 Kilogramm gesteigert. Die Schnelligkeit der Kampfflugzeuge bei Kriegsende von 125 bis 160 Stundenkilometer stieg auf 400 Stundenkilometer, die Gipfelhöhe von 3000 bis 4000 Meter auf 6000, 7000, ja sogar 9000 Meter. Bewaffnet wurden Kampfflugzeuge schließlich mit sechs bis acht MG. und kleinen Geschützen.

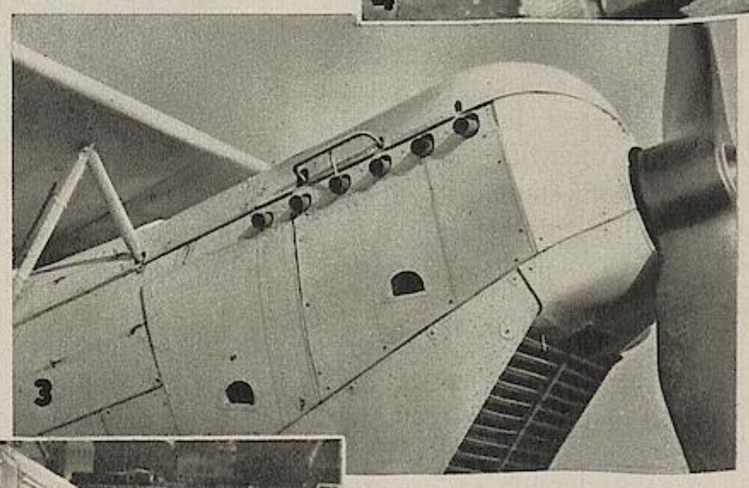
Deutschland stand vor der ungeheuren Aufgabe, 15 Jahre der technischen Entwicklung zu überspringen, um eine dem Stand der anderen Nationen ebenbürtige Luftwaffe zu schaffen. Die Leistungssteigerung der heutigen Militärflugzeuge in Schnelligkeit und Gipfelhöhe stellt naturgemäß größere Anforderungen an die Besatzungen als bei Kriegsende. Ein wichtiges Gebiet in der deutschen Luftwaffe wurde die Fliegerauslese und Fliegertauglichkeit. Und hier nun setzte die Luftfahrtmedizin ein.

Der Luftfahrtmedizin sind im wesentlichen drei Aufgaben gestellt, und sie gliedert sich demzufolge in drei große Aufgabengebiete. Einmal umfaßt sie die Auswahl, das heißt die Feststellung der Fliegertauglichkeit. Es erübrigt sich, an dieser Stelle näher auf die Anforderungen einzugehen, die an jeden in der Fliegertruppe Dienenden gestellt werden. Zum zweiten untersucht und überprüft die Luftfahrtmedizin, wie diese einmal festgestellte und vorhandene Tauglichkeit erhalten

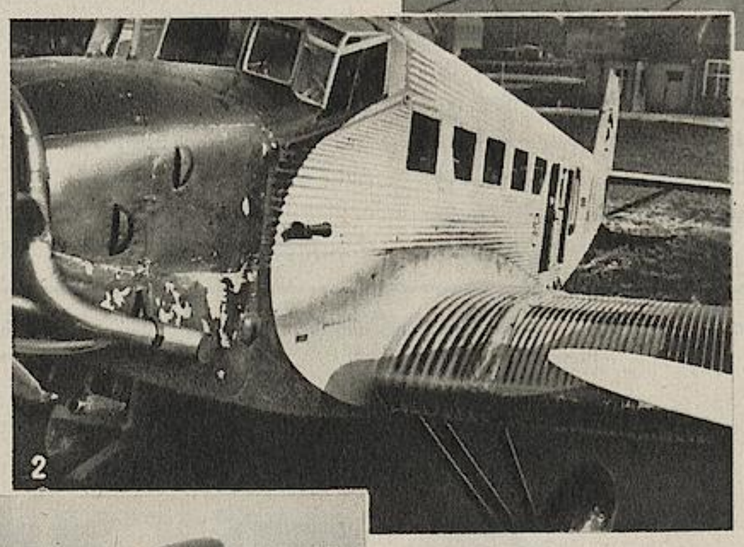
4

Unsere Bilder (3, 4, 5, 6) zeigen Aufnahmen von einem Rauchgasversuch, bei dem der Weg der Abgase genau verfolgt werden kann. Abbildung 3 zeigt die früheren kurzen Auspuffstutzen

4 Hier sehen wir, daß die Besatzung vollkommen eingenebelt, also der schädlichen Wirkung der Abgase ausgesetzt ist

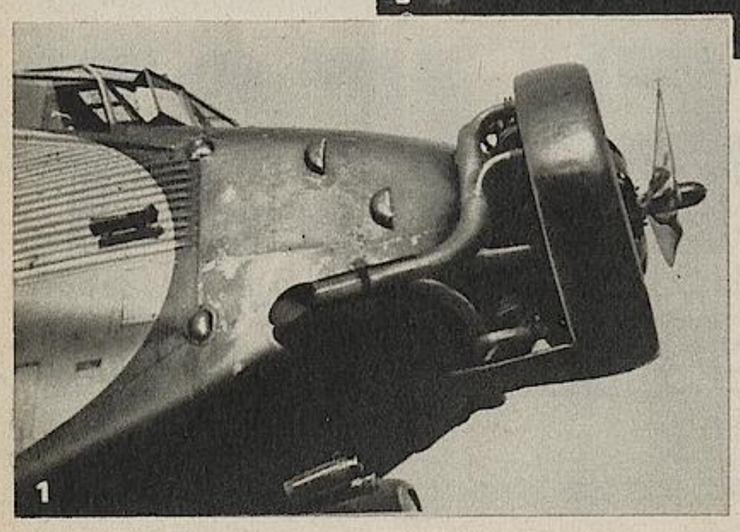


3



2

2 Der Weg der Abgase beim Horizontalflug bei einer Auspuffanlage. An der dunklen Linie sehen wir deutlich, daß die Abgase hinten mit der Tür in Berührung kommen



1

1 Abgasführung bei einer mehrmotorigen Junkersmaschine, die heute nicht mehr üblich ist

werden kann. Hier wird die Arbeit der Luftfahrtmedizin ungemein interessant und vielgestaltig. Innerhalb dieses zweiten Aufgabengebietes der Luftfahrtmedizin werden besonders alle Umweltschäden, die die Leistungsfähigkeit der Besatzungen etwa beeinträchtigen könnten, untersucht und Abhilfe geschaffen. Oft verursachen nur geringfügige Änderungen an den Flugzeugen andere, bessere Leistungsmöglichkeiten. Es ergibt sich also eine Zusammenarbeit zwischen Arzt und Techniker, die zum Beispiel durch gemeinsame Bearbeitung von Unfällen die notwendigen Schlüsse für etwa notwendige technische Änderungen an den Maschinen zieht und dann ausführt. Wir werden aber gerade auf dieses Gebiet der Luftfahrtmedizin an anderer Stelle näher eingehen. Denn wir wollen nur festgestellte und vorhandene Leistung und Leistungssteigerung. Denn es wird auch versucht, eine einmal festgestellte und vorhandene Leistung und das Leistungsvermögen zu steigern. Es wird angestrebt, die Leistungsgrenze des Fliegers durch richtiges Training besonders für große Höhen und starke Beschleunigung heraufzusetzen.

Wir haben oben gehört, daß es Aufgabe der Luftfahrtmedizin ist, dafür Sorge zu tragen, im Rahmen der ungeheuren technischen Entwicklung der Luftfahrt zwischen der Leistungsfähigkeit des menschlichen Organismus und eben dieser Entwicklung in technischer Hinsicht kein Mißverhältnis entstehen zu lassen. Wir wollen nun an Beispielen klarlegen, wie und wo die Luftfahrtmedizin einsetzt, um erstens die Leistung zu erhalten und zweitens sie zu steigern.

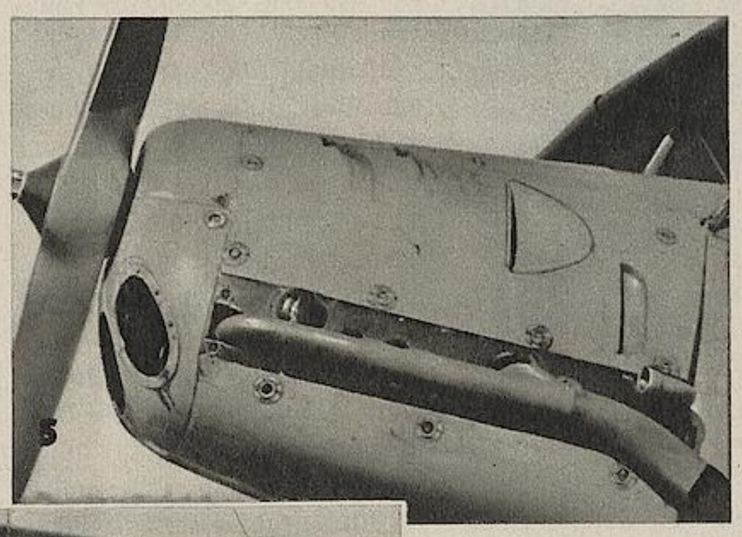
Schon seit längerer Zeit hat man in Deutschland die schädlichen Wirkungen der Motorgase auf die Besatzungen untersucht. Diese Untersuchungen wurden besonders akut, als in größerem Maße zum Betrieb von Flugmotoren dem Brennstoff Anti-Klopfmittel zugesetzt wurden. Der Zusatz von Anti-Klopfmitteln erzielt eine Erhöhung der Verdichtung im Motor und damit der Leistung. Bei der Verwendung des Anti-Klopfmittels wurde nun in einer Reihe von Versuchen an allen in größerer Stückzahl hergestellten Flugzeugmustern untersucht, ob durch die bei der Verbrennung entstehenden Bleiverbindungen im Verein mit den ebenfalls bei der Verbrennung entstehenden Kohlenoxyd(Co)gasen Vergiftungserscheinungen der Besatzungen möglich, wie groß und wie sie zu verhindern sind. Durch genaueste Messungen und Entnahme von Luftproben in offenen und geschlossenen Flugzeugen stellte man zunächst fest, daß schon geringe Änderungen der Abgasanlage (Auspuff) bedeutende Änderungen in der Co-Konzentration der Innenluft hervorrufen können. Unsere Abb. 1 und 2 zeigen eine der Versuchsmaschinen, Abb. 1 die Abgasanlage. An der dunkelgefärbten Linie auf Abb. 2 sehen wir deutlich, welchen Weg die Abgase an der Kabinenwand entlang nehmen und daß die Abgase auch mit dem Türausschnitt in Berührung kommen. Es bestand also die Möglichkeit, daß durch den im Innern eines jeden Flugzeuges vorhandenen Unterdruck Co-Verbindungen in die Kabine gesaugt werden. Durch Änderung der Abgasanlage wurde Abhilfe geschaffen.

Nicht immer ist es möglich, einwandfrei den Weg und das Eindringen der Abgase in die Sitzräume fest-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0323
gefördert durch Baden-Württemberg

zustellen. Daher wurde ihr Weg durch Einspritzen von Silicium-Tetrachlorid und Ammoniak in die Auspuffleitungen sichtbar gemacht. Abb. 3 bis 6 zeigen derartige Rauchversuche, Abb. 3 zeigt die kurzen Auspuffstutzen, die — wie wir auf Abb. 4 deutlich erkennen — eine völlige Einnebelung der Besatzung und ein Eindringen der Abgase in die Sitzräume verursachen. Dagegen zeigt Abb. 5 eine einwandfreie Abgasanlage, die die Auspuffgase ohne Berührung mit der Besatzung tief am Rumpf vorbeiführt (Abb. 6).

Es fragt sich nun, wie Co-Konzentrationen überhaupt sich als schädlich erweisen und welche Vorschriften aufgestellt werden mußten, um Vergiftungserscheinungen der Flugzeugbesatzungen von vornherein auszuschalten. Die gewerbehygienische Grenze des Co-Gehaltes von 0,01 Vol.-Prozent erwies sich als für Flugzeuge zu hoch, denn sie gilt nur für Verhältnisse am Boden und nicht für den erniedrigten Druck der Atmungsluft, die der Flieger in größeren Höhen einatmet. Es steht fest, daß schon in Höhen von 5000 bis 6000 Meter die körperliche Leistungsfähigkeit spürbar nachläßt und der Flieger daher für Co-Vergiftungen besonders anfällig und empfänglich ist. Es zeigte sich bei den vielen Versuchen, die in der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt mit großer Mühe und wissenschaftlicher Genauigkeit durchgeführt wurden und auf die an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden kann, daß bei der Bewertung des Co-Gehaltes in Flugzeugkabinen und -sitzräumen nicht 0,01 Prozent als zulässige Höchstkonzentration angesehen werden darf, wenn man nicht Gefahr laufen will, durch die zusätzliche Höhenwirkung des Co's, die Höhenfähigkeit der Besatzungen wesentlich herabzusetzen. Vielmehr wurde bestimmt, daß der Co-Gehalt der Einatmungsluft nicht höher als 0,0025 Prozent sein darf. Entsprechend dieser Untersuchungen und Ergebnisse wurde allgemein die Messung auf den Co-Gehalt der Einatmungsluft bei der Abnahme neuer Flugzeugmuster in Deutschland eingeführt mit der Höchstgrenze von 0,0025 · Vol.-Prozent in fünf Fluglagen.



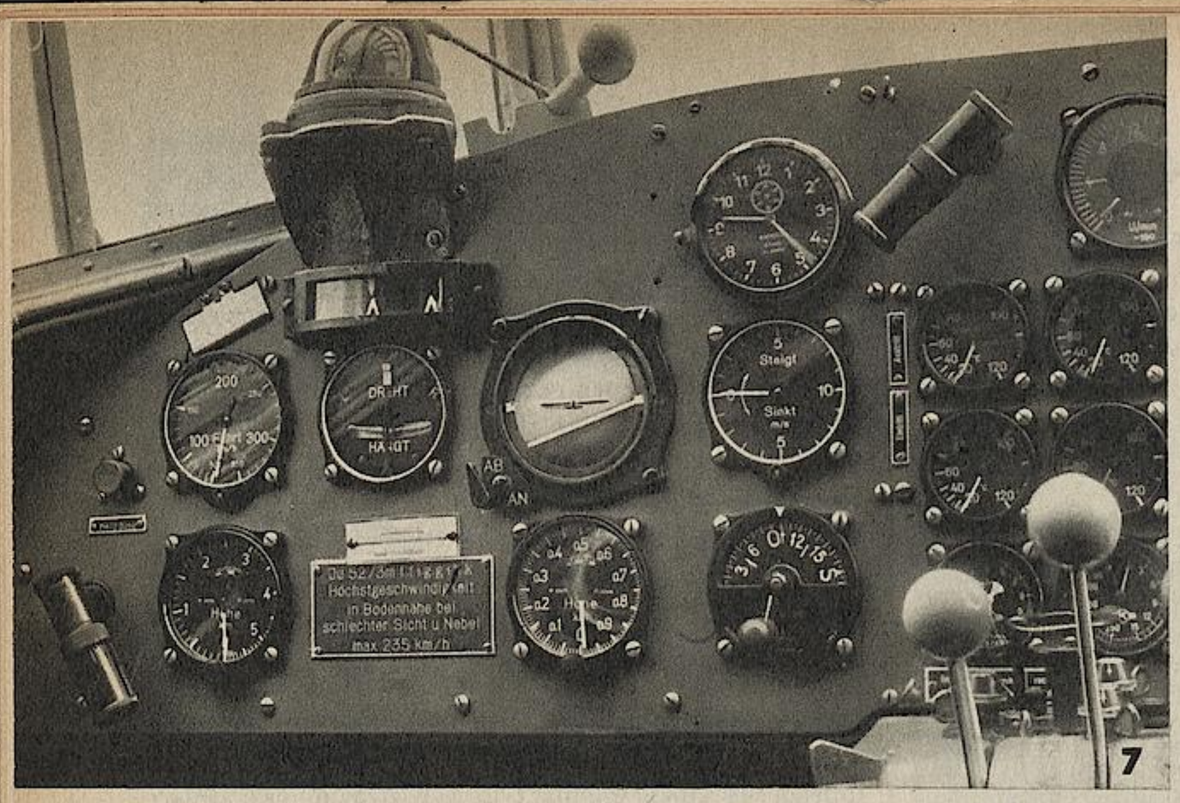
5 Die nach den Versuchsflügen eingeführte Auspuffführung der Abgase

6 Die Aufnahme zeigt, daß die einwandfreie Abgasanlage seitlich am Rumpf entlang streicht, ohne die Besatzung im geringsten zu belästigen

Unter den Verletzungen des Flugbetriebes im Jahre 1935 fielen eine Reihe von Bruchverletzungen am Unterschenkel auf, die sich alle auf demselben Flugzeugmuster ereigneten. Bei hohen Geschwindigkeiten und in sehr steilen Kurven waren die stehenden Beobachter gegen die Bordwand gedrückt worden und verloren das Gleichgewicht. Bei dem Umfallen in dem Stehgurt verspürten sie einen Schmerz in der Gegend des Unterschenkels, und nach der Landung wurden Knochenbruchverletzungen festgestellt. Es wurden nun bei verschiedenen Flügen die Kräfte im Beobachtersitz besonders in Steilkurven gemessen. Es ergab sich infolge der Beschleunigungskräfte eine Belastung der Füße des Beobachters von 360 bis 400 Kilogramm, die ohne weiteres — auch wenn sie nur auf ein Bein wirkt — ausgehalten werden kann. Es wurde nun weiterhin festgestellt, daß die Verletzungen nur eintraten, wenn das Flugzeug stark nach außen oder innen schob. Die Ursachen der Verletzungen wurden den Besatzungen mitgeteilt und so weitere vermieden.

Schon seit längerer Zeit ist man sich darüber im klaren, daß für den Flieger die Augen das wichtigste Werkzeug zur Erhaltung des Gleichgewichts sind, daher versagt bei Nebel oder dem Fortfall jeder Sichtmöglichkeit das Gefühl für das Gleichgewicht, so daß der Flugzeugführer nicht mehr in der Lage ist, gefährliche Abweichungen von der Normalfluglage zu erkennen und durch Steuerbetätigung auszugleichen. Daher mußten die Blindfluginstrumente entwickelt werden. Abb. 7 zeigt uns die Blindfluginstrumentierung eines Verkehrsflugzeuges, Nr. 4 und 5 ersetzen das im Nebel falsch arbeitende Gleichgewichtsgefühl und zeigen jede

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0324
gefördert durch Baden-Württemberg



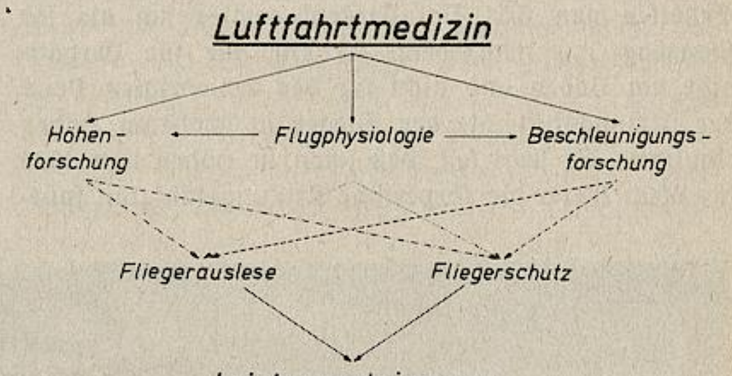
7 Blindfluginstrumente einer Junkersmaschine: Grobhöhenmesser, Feinhöhenmesser, Fahrtmesser, Wendezeiger, Kreiselhorizont, Variometer, Fernkompaß, Magnetkompaß, Kursgeber für Fernkompaß. Alle Aufnahmen: Werk-Fotos.

Drehung um Hoch-, Längs- oder Oberachse, Nr. 6, das Variometer, zeigt das Steigen und Fallen des Flugzeuges an. Dem Flieger wird also unter anderem durch seine Instrumente statt des natürlichen ein künstlicher Horizont vor Augen geführt.

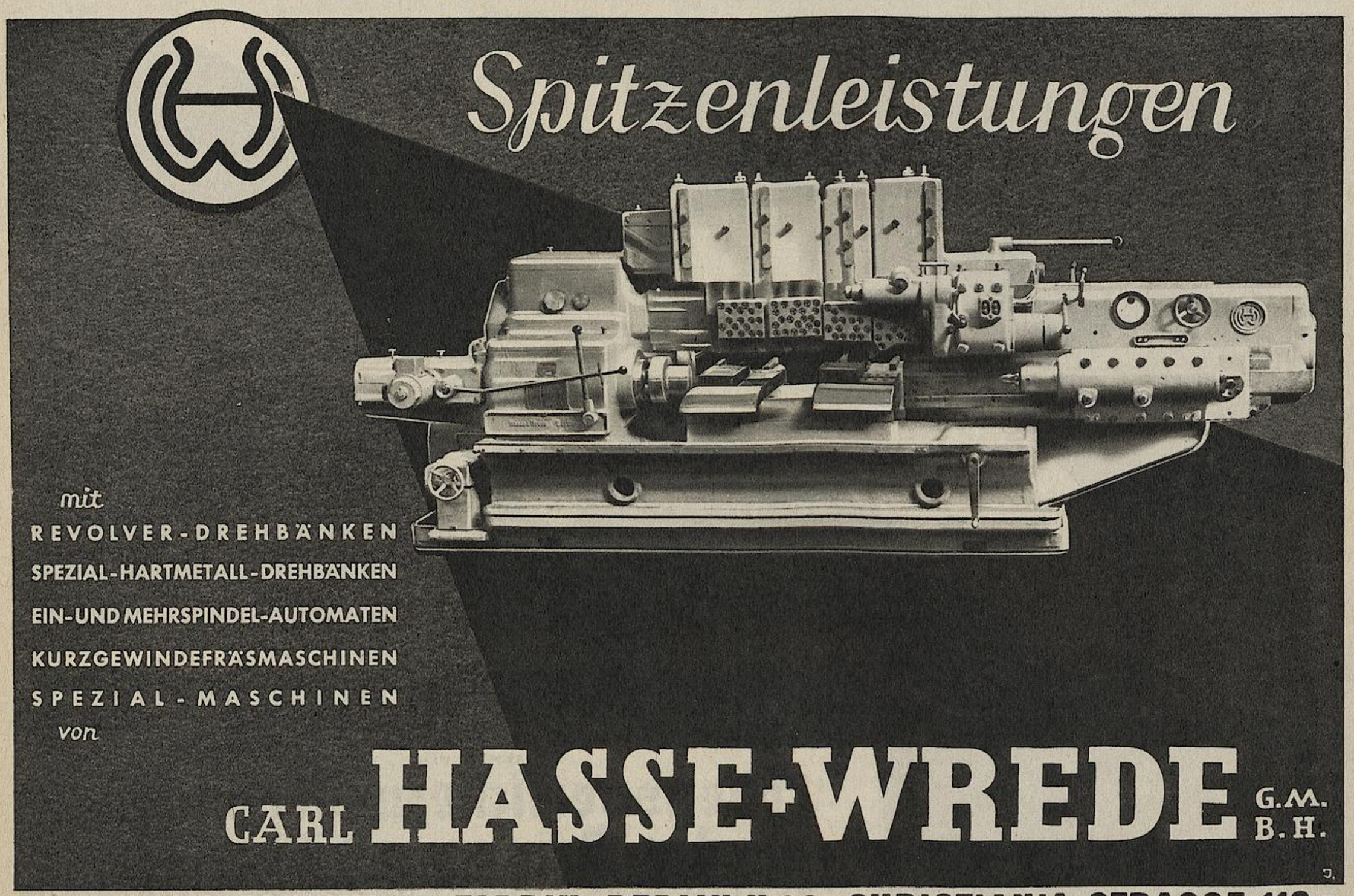
Nach dieser kleinen Abschweifung zur Erklärung der Instrumente, die die natürliche Umwelt ersetzen, zurück zur Luftfahrtmedizin. Wir kommen nun zum letzten Teil unserer Betrachtung, der Leistungssteigerung. Die Forschung auf diesem Gebiete setzt sich aus drei Gebieten zusammen: der Flugphysiologie, der Beschleunigungsforschung und der Höhenforschung. Die Flugphysiologie untersucht die Sinnesorgane auf ihre Lage- und Bewegungsempfindungen, Scheinbewegungsempfindungen und befaßt sich schließlich u. a. mit dem Farbensehen und räumlichen Sehen. Die Beschleunigungsforschung untersucht vor allem die Beschleunigungen beim Abfangen des Flugzeuges aus dem Sturzflug. Bei der Beschleunigung können wir sagen, daß unser Körper praktisch jede Geschwindigkeit erträgt, es kommt lediglich darauf an, daß diese Geschwindigkeit nicht zu schnell gesteigert oder vermindert wird. Dies ist beim Abfangen aus dem Sturzflug der Fall, da der Körper des Fliegers durch die Zentrifugalkraft mit dem Vier- bis Sechsfachen seines eigenen Gewichtes in den Sitz gepreßt wird. Gleichzeitig preßt die Schwere der Zentrifugalkraft dem Flieger das Blut in den Bauch und in die Beine. Gegen stärkere Blutentleerung ist das Gehirn sehr empfindlich, und die Sinnesorgane beginnen zu versagen, zuerst die Funktion des Sehens, und unter Umständen schwindet das Bewußtsein. Die Aufgabe der Beschleunigungsforschung ist nun, festzustellen, welches Verhältnis von Geschwindigkeit zu Kurvenradius im einzelnen Flugzeug ertragbar ist. Es ist selbstverständlich, daß der Fliegerarzt dazu selbst in das Flugzeug muß und als sicherer Kunstflieger mehr aushalten muß, als die Personen, die er prüfen will.

Darüber hinaus versucht man mit Hilfe einer großen Zentrifuge für Menschen auch im Laboratorium eine Erforschung der Beschleunigungseinwirkungen, um so geeignete Gegen- und Verhaltungsmaßnahmen zu finden. Schließlich befassen sich die Luftfahrtmedizinischen Forschungsinstitute Deutschlands mit der Höhenforschung. In Angleichung an die Natur ist man in der Lage, die atmosphärischen Verhältnisse in verschiedenen Höhen darzustellen. Die sogenannten Unterdruckkammern ermöglichen genaue Messungen, welchen Störungen in den Bewußtseinsvorgängen in Höhen von 4000 Meter aufwärts der Mensch ausgesetzt sein kann. Es wurde festgestellt, daß im allgemeinen schon bei 5000 Meter Höhe ein deutliches Nachlassen der Körperfunktionen, zum Beispiel des Hörens, des Sehens oder der Muskelkraft, vorhanden ist. Darüber hinaus stellte man fest, daß die kritische Grenze je nach Veranlagung in etwa 6000 Meter Höhe eintritt. Durch längeren Aufenthalt in größeren Höhen wird aber eine Steigerung der Höhenfestigkeit erzielt. So wurde durch einen 40tägigen Aufenthalt in größeren Höhen bei einem Versuch festgestellt, daß die Muskelkraft der Versuchsperson anfänglich zwischen 4000 und 5000 Meter nachließ, die obere Grenze aber um 2000 Meter heraufgesetzt werden konnte.

Wir sind am Schluß unserer Betrachtung. Die Beschränkung des zur Verfügung stehenden Raumes ließ es nicht zu, genauer auf die wissenschaftliche und ärztliche Forscherarbeit in der Luftfahrtmedizin einzugehen. Aus dem unten abgebildeten Schema sehen

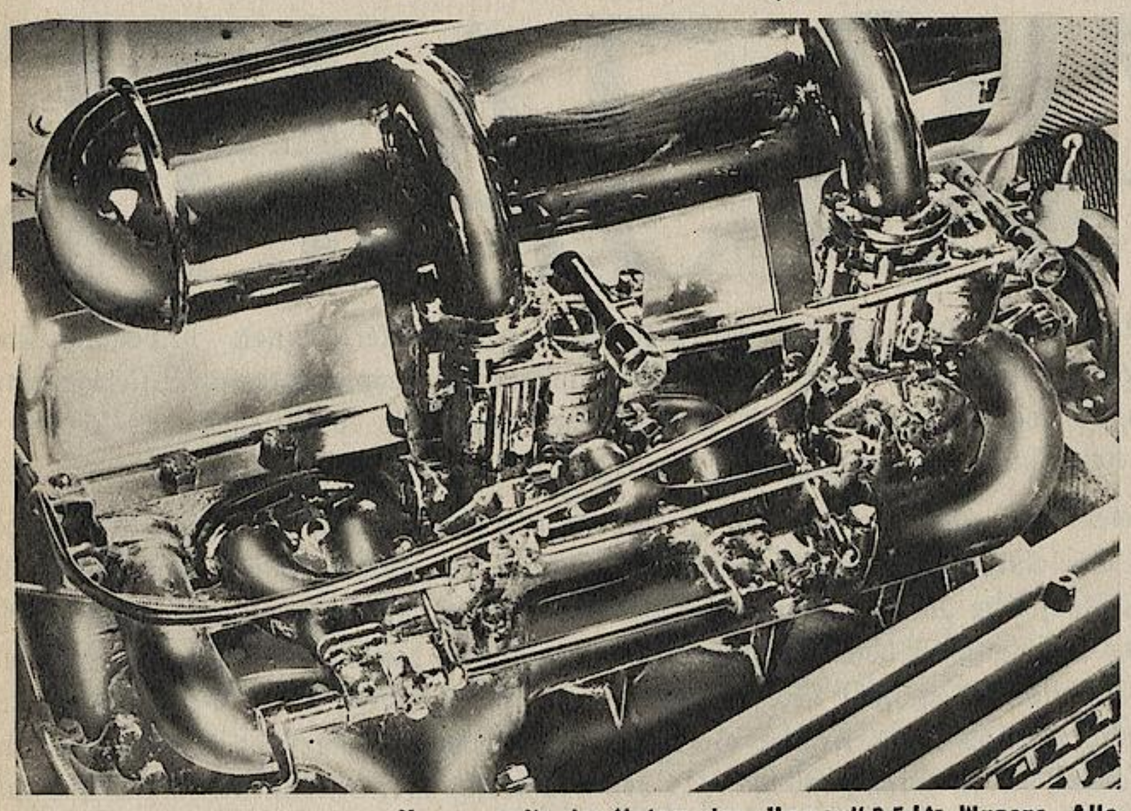


wir ganz deutlich, welches Ziel der Luftfahrtmedizin gestellt ist: die Leistungssteigerung und Flugsicherheit durch die Fliegerauslese und den Fliegerschutz. Durch die schnelle technische Entwicklung der Luftfahrt wurden die Anforderungen an die Flugzeugbesatzungen von Jahr zu Jahr größer, und um diese Anforderungen erfüllen zu können, wurde die Luftfahrtmedizin in untersuchender, aufklärender und vorbeugender Forschung einer der größten ratgebenden Helfer für den Flieger. Über diese Zweckaufgabe hinaus ist die Luftfahrtmedizin aber ein selbständiges, wissenschaftliches Forschungsgebiet, das sich würdig den anderen ärztlichen Disziplinen anreiht, und von dem wir noch eine Fülle neuer Ergebnisse zu erwarten haben.

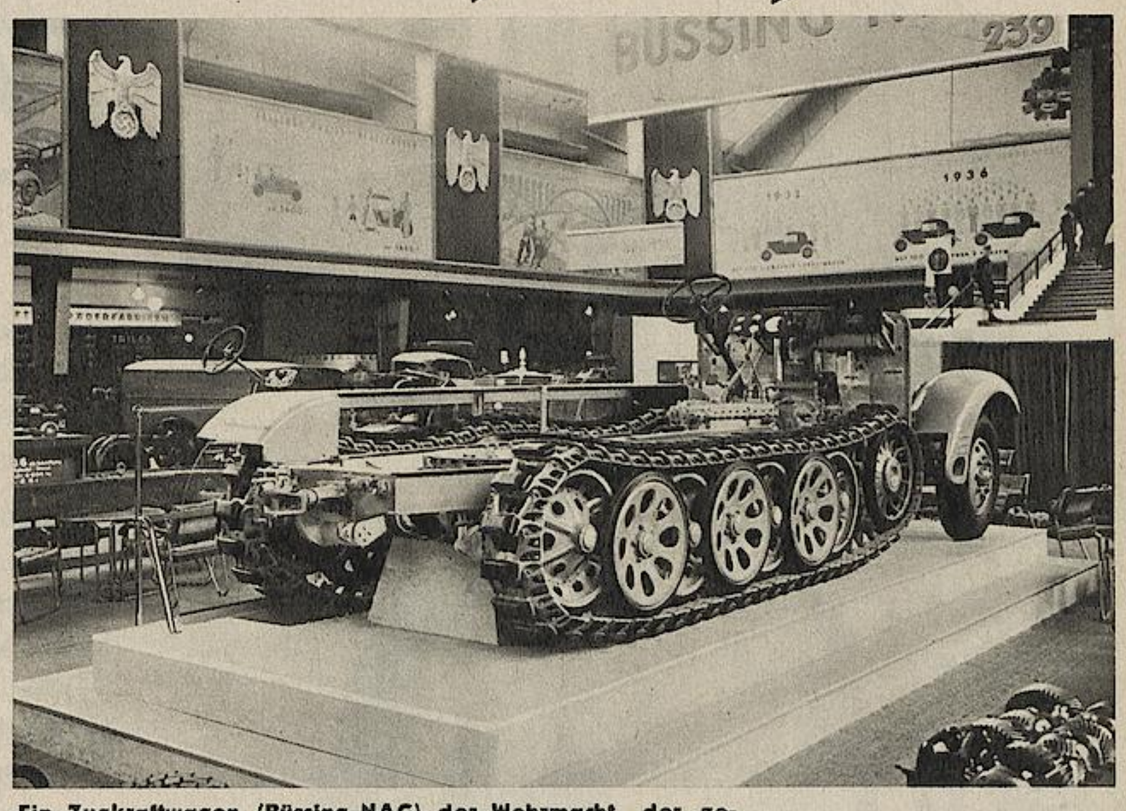


UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0325
gefördert durch Baden-Württemberg

Motorisierte Bereitschaft



Vergaserseite des Motors des „Hansa"-3,5-Ltr.-Wagens. Alle Teile sind trotz der komplizierten Maschinerie leicht zugänglich



Ein Zugkraftwagen (Büssing-NAG) der Wehrmacht, der gewaltige Lasten große Steigungen hinauf befördern kann

Aufnahmen: Werk-Fotos (2)

Die Internationale Automobil- und Motorrad-Ausstellung in Berlin ist am Ausklingen. Fast vierzehn Tage nun währt diese größte Fachausstellung, die bisher in Deutschland errichtet wurde. Wir wissen, daß die Motorisierung sich das Herz des Volkes erobert hat. Wer daran zweifeln sollte, hätte einen Blick in die immer und zu jeder Zeit überfüllten Hallen am Kaiserdamm tun sollen. Es bedarf keines Hinweises, daß die Motorisierung des Volkes eine private Angelegenheit eines jeden ist. Die überwältigenden Zahlen, die anläßlich der Eröffnung der Ausstellung im Rückblick auf die vergangenen vier Jahre gegeben werden konnten, verdanken ihre Entstehung neben der grundsätzlichen und großzügigen staatlichen Förderung privater Initiative, denn viele behördlicherseits angeschaffte Fahrzeuge sind z. B. in den Zulassungsziffern der Reichsstatistik nicht enthalten.

Es ist deshalb kein Wunder, wenn sich dem Beschauer die Autoschau in erster Linie von der „zivilen" Seite darstellt. In der Halle der Personenwagen beherrschen Limousine, Kabriolett und Roadster in alter und neuer Form, groß und klein, schön und häßlich – jedem nach seinem Geschmack – unbestritten das Feld. Ebenso sieht es bei den Schwergewichten der Landstraße und bei den vielen Zubehörständen der Kraftfahrzeugindustrie aus. Auf den wirtschaftlichsten Verwendungszweck zielen die einzelnen Typen ab. Ueber dem ganzen schwebt aber der Wille der Gesamtheit und die Kraft der einzelnen Persönlichkeit, die die Motorisierung in allen ihren Spielarten vorwärtsgebracht hat und weiter vorwärtsbringen wird. Während die ersten Automobilausstellungen des neuen Staates noch stark unter dem Eindruck der Wiedergesundung standen, d. h. der Zurückhaltung auf technischem und konstruktivem Neuland, hat sich dies in diesem Jahr von Grund auf geändert. Die vergangenen vier Jahre haben die Industrie in die Lage versetzt, auch neuzeitliche Probleme aufzugreifen und durchzuführen.

Insofern kann man der diesjährigen Autoschau auch ein besonderes Gesicht geben. Nicht Sensationen sind es, die dem Beschauer geboten werden, sondern Neuheiten und Neuerungen, die den Zeitgeist unverfälscht erkennen lassen. Schon vor Jahresfrist beschäftigte man sich in den beteiligten Kreisen eingehend mit den Fragen, die durch die Schaffung der Reichsautobahnen aufgeworfen werden. Schon damals entstanden sogenannte „Autobahnwagen" die vielfach nur den Namen mit dem Erstrebten gemeinsam hatten. Heute haben wir motorisch und in ihren Aufbauten autobahnfeste Wagen, wenn man sich einmal so ausdrücken darf, die auch den Forderungen nach größtmöglicher Wirtschaftlichkeit gerecht werden. Der luftwiderstandsgeringe Aufbau erobert sich das Feld. Der Kleinwagen, d. h. der Wagen bis zu einem Hubraum von 1 Liter, wie wir ihn bei Adler, Auto-Union-DKW, Opel finden, wurde daneben unentwegt weiter entwickelt und verbessert, so verbessert, daß man heute mit Fug und Recht sagen kann, daß kaum ein anderes Land sich mit Deutschland auf diesem Gebiet messen kann. Die Motorradindustrie hat in der gleichen Weise ständig an Verbesserungen gearbeitet und dabei ihre besondere Sorgfalt den kleinen Maschinen bis zu 100 Kubikzentimeter Zylinderinhalt zugewandt. Diese Kleinstmotorräder mit Tretkurbel oder in einem Falle sogar schon als „richtiges" Motorrad mit Fußraste und Kickstarter sind für die Heranbildung unserer kraftfahrzeugbegeisterten Jugend von unschätzbarem Wert. Die Jugend ist es ja überhaupt, der diese Autoschau das schönste Erlebnis geworden ist.

Eine Sonderschau von Heeresfahrzeugen, wie sie im vorigen Jahre vorhanden war, ist dieses Jahr nicht errichtet worden. Ebenso aber wie in einer modernen Wehrmacht das Kraftfahrzeug nicht mehr fortzudenken ist, ebenso wird auch eine moderne Autoschau von den vielfältigen Erfordernissen der Heeresmotorisierung und ihren tausendfachen Berührungspunkten mit der Kraftfahrzeugindustrie beherrscht. Ist es doch so, daß die Entwicklungsarbeit, die in jedem Kraftwagen und jedem Kraftrad wie auch in jedem Zubehörteil steckt und die ja letzten Endes von der breiten Masse der Kraftfahrzeugkäufer getragen wird, auch der Vervollkommnung der Heeresmotorisierung dient. Eine Selbstverständlichkeit, daß die Leitung der Wehrmacht der Kraftfahrzeugindustrie und speziell der Autoschau ihre ganze Förderung zuteil werden läßt. Dennoch muß man bei der Analysierung der Schau nach diesen Gesichtspunkten zwei Unterschiede festhalten. Während der Personenkraftwagen für Wehrmachtszwecke im allgemeinen aus der großen Zahl der serienmäßigen Wagen herausgenommen werden kann und dann nur gewisse Zweckaufbauten bekommen muß, während das Kraftrad vielfach sogar unverändert übernommen werden kann, müssen die Lastkraftwagenkonstruktionen eine besondere Förderung erfahren. Es darf hier nur an die Steuerbegünstigung für geländegängige Lastkraftwagen erinnert werden. Wie sehr die Industrie diese Anregungen befolgt hat, sieht man insbesondere auf dem Freigelände der Ausstellung, wo eine Reihe geländegängiger Fahrzeuge vorhanden ist. Mit zu den interessantesten Stücken, die auf diesem Gebiet zu sehen waren, gehören aber zweifellos die drei Zugkraftwagen der Wehrmacht, wie sie bei Daimler-Benz, Kraus-Maffei und Büssing-NAG. ausgestellt wurden. Dieses Raupenfahrzeug mit gewöhnlicher Vorderachse macht einen unauslöschlichen Eindruck, wenn man es im Gelände sieht. Ungewöhnliche Steigungen klettert es hinauf, am oberen Rande ragt es eine ganze Zeit mit den Vorderrädern in die Luft, um dann sanft vorneüber zu wippen. Dieses Fahrzeug wird in drei Schwereklassen hergestellt, und zwar bei Daimler mit einer Zugfähigkeit für einen voll beladenen Anhänger von 14 Tonnen, bei Maffei von 8 Tonnen und bei Büssing von 4,5 Tonnen. Im üblichen Gelände mit losem Sand können diese Wagen Steigungen von 12 Grad mit und 24 Grad ohne Anhänger bewältigen, in Prozenten ausgedrückt etwa das Doppelte. Auf der normalen Straße entwickeln die Zugkraftwagen eine Stundengeschwindigkeit von 50 Kilometer. Diese wenigen Zahlen zeigen schon, daß Deutschland mit diesen Konstruktionen führend auf diesem Gebiete geworden ist. Interessant ist in diesem Zusammenhang noch ein kleineres Raupenfahrzeug bei Daimler-Benz, dessen Vergasermotor von 6 Zylindern eine Kraft von 65 PS entwickelt und das zweifellos in der Lage ist, endlich auch in dieser Fahrzeugart mit anderen Ländern in Wettbewerb zu treten.

Es versteht sich von selbst, daß der Verwendung heimischer Treibstoffe und heimischen Gummis auf dieser Schau starke Förderung zuteil wird, ebenso wie der Ersatz flüssiger durch feste Treibstoffe, über die Deutschland in großen Mengen verfügt, weiter im Vordergrund steht. Alle diese Dinge dienen dazu, Deutschlands Kraft in jeder Beziehung zu vermehren. Motorisierte Bereitschaft – das ist eine von den vielen Erfordernissen, die die Gewähr dafür sind, Deutschland den Frieden zu erhalten. Jeder ausgebildete Kraftfahrer, ob auf dem Personenwagen, ob auf Motorrad oder Lastwagen, dient unserer Wehrmacht und damit dem Volk.

Dr. A. v. Gelasinsky

Gesunde Zähne, gesunder Mund, halten den ganzen Körper gesund,
darum morgens und erst recht abends **Chlorodont**

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0326
gefördert durch Baden-Württemberg

Generalfeldmarschall von Blomberg

40 JAHRE SOLDAT

Der Page (Winter 1897)

Dem Lebenden und noch Tätigen Lobreden zu halten, entspricht nicht soldatischer Gepflogenheit, am wenigsten der Sinnesart des Generalfeldmarschalls v. Blomberg. Andererseits haben der Soldat und unser Volk ein Recht darauf, über das Leben eines Mannes zu erfahren, der heute die deutsche Wehrmacht führt.

40 Jahre sind seit dem 13. März 1897 vergangen, als General v. Blomberg, Selektaner der Hauptkadettenanstalt in Lichterfelde, zum Leutnant im Füsilier-Regiment 73 in Hannover ernannt wurde. Einen solchen Erinnerungstag erleben viele, wenige ihn aber noch im Dienst als aktiver Soldat. Mag ein solcher Tag für die ersteren mit reichen Erinnerungen verknüpft sein, ein wehmütiger Unterton wird nicht fehlen und darum zur Freude kein Anlaß sein, anders für die wenigen, die in Stolz auf 40 Dienstjahre in der Wehrmacht zurückblicken können. Ist der militärische Weg zudem vom Kadetten bis zum Generalfeldmarschall über den größten aller Kriege hinweg verlaufen, so war das Leben reich, und niemand wird das in diesen Tagen stärker und dankbarer empfinden als der Generalfeldmarschall v. Blomberg selbst.

Stammend aus alter Soldatenfamilie, wurde v. Blomberg mit 12 Jahren Kadett, dann Leutnant und einige Jahre später Bataillonsadjutant. Er wurde zur Kriegsakademie einberufen und nach dem üblichen Kommando im März 1911 in den Großen Generalstab versetzt, dann Generalstabsoffizier beim Gouvernement Metz und in dieser Stadt schließlich Kompaniechef im Infanterie-Regiment 130. Im Kriege war v. Blomberg zuerst Generalstabsoffizier beim Oberkommando der 7. Armee. So erlebte der Generalfeldmarschall in verantwortlicher Generalstabsoffizierssstellung zunächst 1914 den Vormarsch über die Marne hinaus und später die großen Abwehr- und Angriffsschlachten an der Westfront.

Nach dem Zusammenbruch zunächst im Reichswehrministerium, trat er 1920 als Chef des Stabes zur „Brigade Döberitz", die die erste Mustertruppe der neu in Bildung begriffenen Reichswehr sein sollte. Ihr Kommandeur war der inzwischen verstorbene General der Infanterie Reinhardt, der den damaligen Oberstleutnant v. Blomberg hoch schätzte und ihn 1921 als seinen Chef des Stabes zum Wehrkreiskommando V in Stuttgart erbat. Am 1. 4. 1925 wurde v. Blomberg zum Oberst und Leiter der Ausbildungsabteilung im Reichswehrministerium ernannt. Unter den seinerzeit gegebenen Verhältnissen war es für ihn nicht leicht, seine modernen Gedanken über die Art der Ausbildung des kleinen Reichsheeres durchzusetzen. Die im Jahre 1927 folgende Dienststellung als Chef des Truppenamts, die heute wieder Chef des Generalstabes genannt werden kann, brachte General v. Blomberg in Berührung mit den Fragen der Außenpolitik und den Vorbereitungen für den später erhofften neuen Aufbau des Heeres. Studienreisen nach Rußland, Österreich und Ungarn gaben ihm Einblick in diese außerdeutschen Heeresverhältnisse. Seine Ernennung zum Kommandeur der 1. Division und Befehlshaber des Wehrkreises I in Ostpreußen und die gleichzeitige Beförderung zum Generalleutnant brachten ihm die militärisch vielleicht schönste Stellung seines Lebens als Truppenkommandeur. Fern von Berlin und seinen innenpolitischen Wirren konnte General v. Blomberg sich hier ganz der Ausbildung der ihm unterstellten Truppen und den Vorbereitungen zum Schutz der gefährdeten Provinz widmen. Unterbrochen wurde diese Zeit durch ein Kommando zur Armee der Vereinigten Staaten von Nordamerika und später durch seine Ernennung zum Leiter der militärischen Delegation bei der Abrüstungskonferenz in Genf. Der Verlauf dieser Verhandlungen ist bekannt. Sie stellten den General vor eine höchst undankbare Aufgabe, die viel Festigkeit und Takt erforderte und doch unter den gegebenen innen- und außenpolitischen Verhältnissen niemals einen Erfolg versprach.

Die Ernennung des Führers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 hatte zur Folge, daß General v. Blomberg zum General der Infanterie und zum Reichswehrminister ernannt wurde. Damit übernahm der General eine Stellung, deren Bedeutung für die nationale Entwicklung in Gegenwart und Zukunft gar nicht überschätzt werden kann. Es ist und bleibt sein historisches Verdienst, daß es ihm, gestützt auf das unbedingte Vertrauen des Führers, gelang, die Reichswehr reibungslos in den nationalsozialistischen Staat einzubauen und damit die politischen Voraussetzungen für den erfolgreichen Aufbau der neuen Wehrmacht zu schaffen. General v. Blomberg steuerte im Glauben an den Führer und an die Stärke der nationalsozialistischen Bewegung die kleine Wehrmacht in eine Zukunft hinein, die der Nation und damit dem unter dem Geschehen der Nachkriegsjahre schwer leidenden Soldaten die Ehre und die Freiheit des deutschen Volkes brachte. Der Wiederaufbau der Wehrmacht, die Rüstungsfreiheit, die Erklärung der Allgemeinen Wehrpflicht und die militärische Besetzung der Rheinlande sind die einzelnen Etappen der Entwicklung. Der Erfolg spricht für sich. Es entstand ein enges und echtes Gefühl für Treue und Hingebung in der Wehrmacht für den Führer, das dieser in der starken Erkenntnis für die Bedeutung und Leistung des deutschen Soldaten im geschichtlichen Leben der deutschen Nation durch alle seine Handlungen erwiderte, die auf die klare Stellung der Wehrmacht im neuen Staat und in ihrem Verhältnis zur Partei hinzielten. Die Ernennung des Generals zum Generalfeldmarschall durch den Führer an seinem Geburtstage 1936 war nur das äußere Zeichen für die innere Dankbarkeit und Anerkennung des in wenigen Jahren Geleisteten.

Als Bataillons-Adjutant im Kreise der Kompanie-Feldwebel (1901)

Der Divisions-Generalstabsoffizier im Kriege (1914)

Bild rechts: Bei der deutschen Jugend

Der Generalfeldmarschall

Fotos: Schröter (1), Privataufnahme (5)

Ein echter Soldat hält stets seine ihm angeborene und anerzogene Lebenslinie. Das, was er in Schule und Kadettenkorps gelernt, was er als junger Offizier erlebt, was er in den Stürmen der Kriegs- und Nachkriegszeit erfahren, bleibt im Charakter haften. Generalfeldmarschall v. Blomberg ist kein Theoretiker. Als Mann der Pflicht sucht er durch persönlichen Augenschein sich ein Bild von dem Geschehen in der Wehrmacht zu verschaffen. Er besucht die Truppe und die Rüstungsindustrie, nimmt an vielen Uebungen teil, ist bald hier, bald dort, im Auto, im Flugzeug, auf dem Kriegsschiff, selbst im U-Boot. Ein Mann von altpreußischer Einfachheit ist der Feldmarschall ein begeisterter Freund der Natur, liebt er Kunst und Theater und hat die größte Freude an einem guten Buch. Ein Schatten liegt auf seinem Leben, der vor einigen Jahren erfolgte Tod seiner verehrungswürdigen Gattin. Ihm leben aber noch seine betagte Mutter, drei Töchter, zwei Soldatensöhne und mehrere Enkelkinder. So findet der Feldmarschall aus dem tätigen Leben hinaus Entspannung im eigenen Heim.

Der Außenstehende kann diese Zeitspanne von 40 Jahren Soldat nur als eine glückliche bezeichnen. Sie ist ausgefüllt an Arbeit, aber auch an Erfolgen. Mit jedem Vorwärtsschreiten wuchs die Verantwortung. Als Oberbefehlshaber der Wehrmacht sind die drei großen Wehrmachtsteile, Heer, Marine und Luftwaffe, gleichermaßen zu betreuen, eine Aufgabe, die noch keinem deutschen Soldaten gestellt wurde, die es aber, im Zuge der Entwicklung liegend, bahnbrechend für die Zukunft zu gestalten gilt. Der Reichskriegsminister ist aber auch zugleich Staatsmann. Es war immer der Stolz des Soldaten, daß die preußisch-deutsche Geschichte in ihrem Urteil über eine Zeitepoche stets gefragt hat: Was tat der Soldat?, und so muß der General sich als deutscher Kriegsminister mit den großen Fragen der Innen- und Außenpolitik, der Wirtschaft, der Jugenderziehung und vielen anderen verantwortlich beschäftigen, denn deren Beantwortung ergibt die Grundlage für die gesunde Entwicklung der Nation im Frieden und schafft – wenn es sein muß – die Vorbedingung für einen Kampf um Deutschlands Bestand in einem Krieg, den der Reichskriegsminister als Oberbefehlshaber zu führen haben wird.

Es geht niemals um das Einzelne, es geht immer um das Große im Leben eines Menschen. Für den Generalfeldmarschall v. Blomberg ist das Größte die Verantwortung. Mag die Wehrmacht in allen ihren Teilen sie ihm tragen helfen. Der Soldat ist zum Gehorsam verpflichtet, so bleibt die Entscheidung und damit die letzte Verantwortung doch bei dem Kriegsminister, dem Gott und das Schicksal auch in der Zukunft den rechten Weg weisen mögen zum Segen des deutschen Vaterlandes und seiner Wehrmacht!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0327

gefördert durch
Baden-Württemberg

Der Feldwebel

von Hans Henning Freiherr Grote

Warum ich ihn nicht vergessen kann, jenen aus Sumpf und Wasser empornebelnden Morgen, zerrissen von Eisen, vom Schrei getroffener Männer durchbebt, ein Stück Hölle auch er, wie die Tage und Nächte vor ihm, wie die Tage und Nächte danach!

Wir waren durch blutige Schlachten gegangen, durch Jahre schon, und Jahre auch, für Menschenaugen brennendes Geheimnis, lagen noch vor uns. Und sie haben sich gräßlich enthüllt, hoben das große Grauen bis ins Uferlose, daß alles Vergangene fast wie ein Spiel dagegen erschien. Warum also vergaß ich es nicht?

Hinter uns lagen die Schlachten an der Somme. Nur noch die Artillerien wüteten über dem großen Trichterfeld. Der erlösende Männerkampf aber schwieg, in dem wir die Stärkeren geblieben waren trotz allem, was ihre Maschinen uns entgegenschleuderten. Nun hüteten wir die gerettete Front, erstickten mit unsern Gewehren, wenn drüben ihr schwacher Mut noch einmal aufglimmen wollte. Bei Barleux und Belloy war es, wo wir in verschlammten Trichtern hausten, die wir allmählich nur mit Stollen unterwühlten. In unserm Rücken floß die Somme, die rote Somme, denn sie gab der blutigen Schlacht den Namen. Und es war ein langer Weg von ihr bis zu unsern Trichtern. Welsche Granaten lagen auf der Ebene Tag und Nacht, die windesschnellen, die in Tausende von Splittern zerklirren und gierig das warme Menschenfleisch suchen, sich in die Knochen reißen. Oder die andern, die wie Lastwagen durch die Luft kommen, viele, viele Sekunden vorher hörbar, bis sie herniederheulen, mit ungeheurer Wucht die Kirchen, die Häuser zerschlagen bis auf den Grund

Bis zu dem Flusse, der der Schlacht den Namen gab, war meine Kompanie, nach schweren Tagen endlich abgelöst, an jenem Nebelmorgen gekommen, den ich nicht vergessen kann. Aber noch lag das schwerste Stück vor uns, die Somme selbst und ihre sumpfige Niederung mit den kilometerlangen Übergängen bei Happlincourt und St. Christ. Man mochte von den vielen wählen, welchen man wollte, in unregelmäßigen Abständen lag das Feuer der feindlichen Langrohre darauf. Zuweilen bedachten sie diesen mehr und jenen weniger.

An einem Bahnwärterhaus, grausig zerschossen, um die Trümmer lagen gefallene Menschen, Opfer der Nacht, empfing ich die Meldung der beiden ersten Züge, daß sie vollzählig bis hierher gelangt waren. Nur der letzte blieb noch aus. Irgendein Ereignis, ein Feuerüberfall oder dergleichen, wie es so häufig geschah, mochte schuld daran sein. Es war kein Grund für die andern, den Weg nicht fortzusetzen. Denn feuerleer lag die weite Flußebene vor uns.

Die Züge marschierten. Ich harrte mit den Meldern des Restes der Kompanie. Sie waren Gesellen, kriegsgewohnt. Es gab so leicht nichts, was sie hätte verwirren können. Sie saßen auf ihren Tornistern, führten die Feldflasche mit dem kalten Kaffee zum Munde, strichen das Brot mit magerem Fett.

„Der Morgen kommt" sprach der eine jetzt und sah mich bedeutsam an.

Ich verstand, was er andeuten wollte! „Bald liegt das Feuer über Brücken und Stegen!" Aber ich machte nur ein gleichmütiges Gesicht und sagte zurück:

„Aber Zug Bodenmann kommt nicht!"

Nun heulte es auch an. Wir hörten das Rollen, wie es mählich und mählich stärker wurde, sich über unsere Köpfe neigte, nicht weit von uns, dort, wo der Damm auf die Straße mündete, sich krachend in die Erde grub.

Und dann war endlich auch der Zug da. Ich hörte eine ängstliche Stimme. Durch die Fensterhöhle des zerschossenen Wärterhäuschens fuhr der Kopf des Feldwebels Bodenmann:

„Zur Stelle!"

Sein Bericht ergab, daß starke Feuerüberfälle seinen Marsch verzögert hatten. Verluste keine.

Die Stimme des Mannes hatte etwas Grauenhaftes. Sie schlug mir durch Mark und Bein. Noch sehe ich seine bebenden Lippen vor mir, das erdfahle Gesicht. Wir, die wir damals noch stark waren, trotz allem, und nicht wußten, daß Schwäche nicht immer Feigheit heißt, glaubten uns turmhoch über denen, die sich also unterlegen zeigten. Lächelnd sah ich damals in des Mannes glanzlose Augen, darin alles Leben erloschen schien. Aber ich schalt ihn nicht – vielleicht wäre es besser gewesen. Allzusehr bändigte mich das Jage, das Schreck-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0328
gefördert durch Baden-Württemberg

hafte in seinem Blick, das nicht der Furcht glich, die man verachtet. So als ob die Hand des Uebermenschlichen sie geblendet hätte, sehen mich die Augen des Feldwebels Bodenmann hilfeflehend an.

Über uns fuhren die Granaten wilder und häufiger hin. Und im Feuerschein, hier verlöschend, dort neu aufflammend, zum Himmel gierend, lag die Niederung von Happlincourt bis St. Christ.

Der Feldwebel deutete auf das Gewitter vor uns und fragte:

„Was soll ich tun?"

Jetzt zog auch ein neuer Feuergürtel sich an das Bahnwärterhäuschen heran, kam näher und näher. Wir saßen in der Falle, in die uns seine späte Ankunft gebracht hatte.

So oder so! dachte ich und warf den Tornister auf die Schultern, nahm den Knotenstock und winkte meinen Meldern. „Ich gehe hinüber!" sagte ich und wies zum Flusse.

Ohne daß ich noch ein Wort mit ihm hätte wechseln können, war der Feldwebel schon verschwunden. In dem Krachen und Sausen, dem Sägen und Splittern, das mich umfing, als ich den Ruinen entstieg, die dicht hinter uns ein Volltreffer zusammenwirbelte, spähte ich vergebens nach dem Zug. Wie ich später erfuhr, war er noch während der Meldung des Feldwebels auf dessen Befehl weiter seine Straße gezogen und hatte auch ohne Verluste die Ortsunterkünfte erreicht. Nur der Stab Bodenmanns, sein Putzer, seine Ordonnanzen, ein paar Versprengte, waren mit dem Feldwebel.

Aber wo waren sie?

Hinter mir meine Braven, betrat ich den Hanseatendamm. Die Nebelschleier hatten sich höher gehoben. Der starke Wind, der in unsern Stahlhelmen unheimlich widerklang, zerriß sie in Fetzen. Schon sah man deutlich die Landschaft. Zur Linken dräuten die Trümmer des Schlosses Happlincourt, nahe zu beiden Seiten des Dammes ragten Gerümpel, Wagentrümmer aus dem Sumpf. Um eine Radspeiche hing die Hand eines Toten gekrampft, wie er sie in letzten Augenblicken erfaßt hatte. In die grüne Decke, daß schmutziges Wasser hochaufspritzte, jetzt hinter uns, vor uns wieder in den Steg krachten die feindlichen Geschosse.

Ich lief wie ein Rasender und hörte die warnenden Stimmen der Getreuen nicht, die hinter mir her keuchten, lief geradewegs auf den Tod zu. Nur einen Augenblick dachte mein Verstand nach, wozu auch die Stimmen hinter mir raten wollten und was, wie ich wußte, hier einzige Rettung bedeuten konnte. Da hielt ich kurz und rief ihnen befehlend zu:

„Hinlegen und Feuerüberfall abwarten!"

Ich selbst aber lief und lief.

Jäher Feuerschein blendete mich. Als mich der Luftdruck zu Boden geworfen hatte, lag ich bebend in versengender Lohe, und zersplitterndes Eisen umrauschte mich. Noch schwang sein Klang in den Lüften, da war ich schon wieder empor.

Denn vor mir, im dämmernden Morgenlicht – ich wußte jetzt, warum ich so lief –, eine dunkle Gruppe hastender Männer, allen voran in verzweifelten Sprüngen der Feldwebel Bodenmann. Und was ihn so trieb, der in den Schrecken der Nacht aller seiner guten Sinne beraubt schien, war mein: „Ich gehe hinüber!"

Und ich rief und eilte und achtete des eigenen Lebens nicht, um jenem abzugeben von meiner Kraft. Zwischen Feuersäulen, im unheimlichen Brausen des Windes, mit zersprengenden Lungen raste ich um ein Leben – bis es mich innezuhalten zwang, wo das Ende des Steges vor mir schimmerte, das eben noch der Trupp des Feldwebels passiert hatte. Denn Schuß auf Schuß, in dichten Abständen, die nicht zu überwinden waren, riegelte das feindliche Feuer mich ab.

Aber was tat's! Die andern sind gerettet, dachte ich. Meine Melder, die mich nicht hatten im Stich lassen wollen, hielten schon keuchend neben mir. Gemeinsam glitten wir bald über den gefährlichen Raum.

Und dann: Ich sehe die Gruppe des Feldwebels noch vor mir, die sinnlos weitergestürmt sein mußte. Ueber uns hinweg kam es gerollt, flammender Schein ging über das braune Feld, und ein furchtbarer Schrei ertönte, dem plötzliche lähmende Stille folgte.

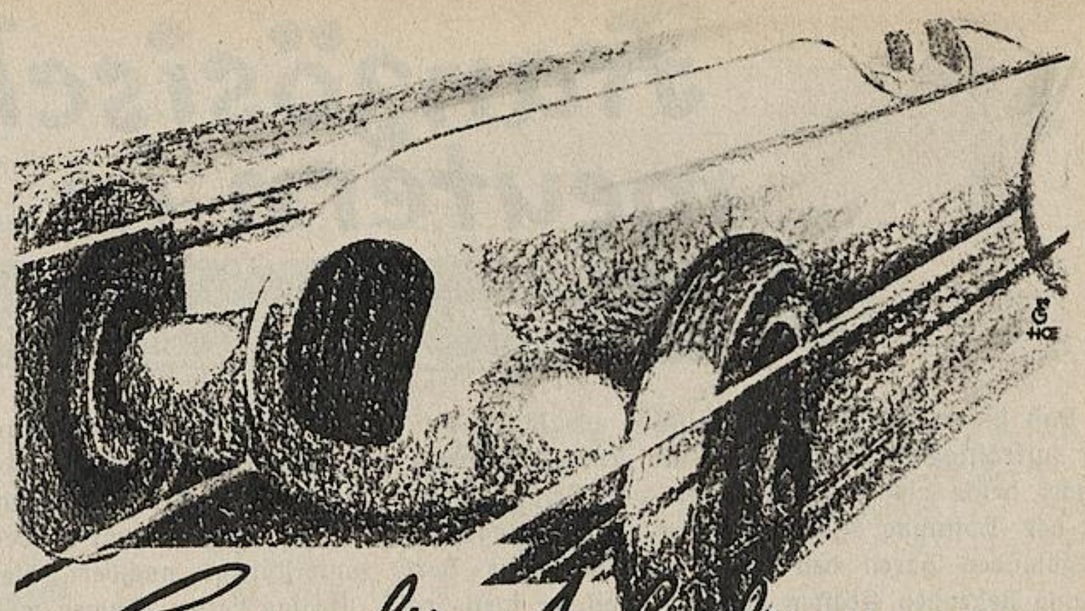
Da wußten wir.

Wie Jäger pirschend, ohne dem fühlenden Denken Raum zu lassen, entgingen wir den Granaten. Als das feindliche Feuer nachließ, holten wir die Getroffenen. Sie waren gräßlich verstümmelt. Nicht einer lebte mehr. Aus dem Kopfe Bodenmanns, der als einziges seiner Glieder unversehrt geblieben war, blickten noch immer wie lebendig seine Augen, wie ich sie zum letzten Male im Wärterhaus gesehen hatte. Aber das Jage, das Schreckhafte darinnen hatte sich vergrößert, ein Grauen funkelte in ihnen, wie ein Mensch blicken muß, dem die ewige Wahrheit entschleiert ist.

Ich habe es noch oft sprechen müssen, das Wort: „Ich gehe hinüber!" Wenn wir zum Angriff schritten, wenn es in harter Verteidigung um das Letzte ging und allein das Wagewort noch den glücklichen Würfel warf. In den größten Schlachten dieses Großen Krieges versank dieser letzte Morgen des Feldwebels Bodenmann in ein Nichts.

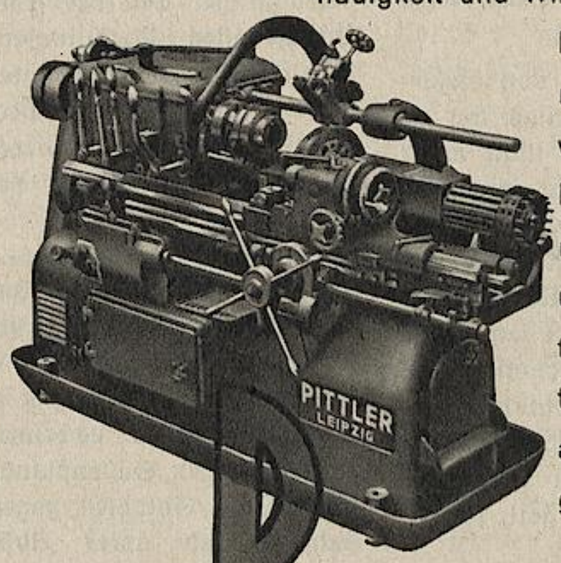
Und doch, warum kam er heute wieder empor, packte mich an und ließ mich nicht mehr los, der in der Unbedenklichkeit der rauschenden Blutjahre vergessen schien? Sollen wir es nicht immer rufen, wo die Stunde zur Entscheidung drängt, das: „Ich gehe hinüber"?

Oder müssen wir auch bedenken und kann es geschehen, daß wir laufen, laufen um ein Leben, um das Wort zurückzunehmen? Und es wird zu spät sein?



Gewaltige Anforderungen

werden an das Auto der Neuzeit gestellt, denen die Industrie nur gerecht werden kann, wenn sie ihre Fabrikation in jeder Phase auf Höchstleistung, Genauigkeit und Wirtschaftlichkeit einstellt. Unsere Revolver-Drehbänke und Automaten, ein- wie mehrspindlig, sind wertvolle Mithelfer in dieser Arbeitskette. Wir beliefern die Automobilindustrie seit ihrem Bestehen, und es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß an einer Wagentype Hunderte von Einzelteilen auf unseren Arbeitsmaschinen hergestellt wurden.



PITTLER WERKZEUGMASCHINENFABRIK
AKTIENGESELLSCHAFT • LEIPZIG-WAHREN

Gekapselte Niederspannungs-Schaltanlagen

Kräftige Ausführung für jeden Verwendungszweck

F·G· NEPTUN

Felten & Guilleaume Carlswerk A.-G.
Köln-Mülheim

Verlangen Sie unsere Druckschrift No. 2125
Zur Leipziger Messe: Haus der Elektrotechnik, Stand No. 174/200

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0329
gefördert durch Baden-Württemberg

Französische Truppen meutern in Rußland

Eine Erinnerung aus dem Winter 1918/19

Daß die erste russische Revolution im März 1917 mit tatkräftigster Unterstützung der Entente erfolgte, gehört heute als längst erwiesen der Geschichte an. In der Hoffnung, nach dem Sturz des angeblich kriegsmüden Zaren den Krieg mit allen zur Verfügung stehenden Kräften um so energischer fortsetzen zu können, wurde diese Revolution von der Entente mit allen Mitteln unterstützt. Aber das Gegenteil von dem Erhofften trat ein: Wenn es auch vier Monate nach der Revolution gelang, die russischen Truppen zur Galizienoffensive vorzutreiben, so geschah dieses russischerseits nur in der Hoffnung auf baldigen Frieden, an den aber die Entente natürlich nicht dachte. Der Bolschewismus war schließlich das logische Ende dieses grausamen Spiels mit dem russischen Volk.

Entrüstet wandte sich jetzt die Entente von diesem „treulosen" Bundesgenossen ab und überließ ihn — da er als Kampfkraft gegen Deutschland nicht mehr zu gebrauchen war — seinem Schicksal. Mit ergreifenden Worten schildert der kürzlich verstorbene russische Großfürst Alexander Michailowitsch die Bittgänge, die die russischen nationalen Elemente zu den Machthabern in Paris um Hilfe unternahmen. Man hatte jetzt plötzlich keine Zeit für den russischen Bundesgenossen, der einst für Frankreich so ungeheuerliche Blutopfer gebracht. Selbst der Großfürst sollte es am eigenen Leibe erfahren, als er diese Bitte Clémenceau vortragen wollte: Der Ministerpräsident hatte keine Zeit, schickte seinen Sekretär.

Bis dieses böse Spiel schließlich doch peinlich wurde.

Um die russischen nationalen Elemente loszuwerden und Ruhe vor ihnen zu haben, schickte man ein schwaches Expeditionskorps unter General Franchet d'Esperet (der bisher an der Saloniki-front gestanden hatte) nach den südrussischen Häfen. Diese Truppen sollten den Vormarsch der Weißen gegen Moskau unterstützen, nachdem die deutschen Truppen die Ukraine hatten räumen müssen.

Im Hinblick auf den heute bestehenden französisch-sowjetrussischen Militärpakt verdient die weitere Entwicklung der Dinge besonderes Interesse. Sie soll hier daher so wiedergegeben werden, wie sie sich damals abspielte:

Kaum vier Tage lag die französische Brigade nördlich Odessa mit den Bolschewisten im Kampf, als ein beträchtlicher Teil der französischen Soldaten zu den Bolschewisten überzulaufen begann. Im Rücken der französischen Brigade, unter der Bevölkerung geschickt verteilte bolschewistische Propagandisten, hatten leichtes Spiel gehabt. Nach weiteren 48 Stunden war fast die Hälfte der französischen Brigade zu den Bolschewisten übergelaufen.

Nicht anders erging es den Franzosen in Cherson, wo das dort stationierte Infanterieregiment unter dem Einfluß der nächtlichen bolschewistischen Propaganda schon nach einer Woche meuterte. In den anderen Städten wiederholten sich diese Vorgänge. Keine zwei Wochen später gab es keinen zuverlässigen französischen Truppenteil in Südrußland mehr. Bolschewistische und französische Soldaten zogen Arm in Arm mit roten Fahnen und unter Absingen der Internationale plündernd durch die Straßen. Ängstlich versteckten sich die französischen Offiziere in ihren Bürgerquartieren. Vereinzelt wurden sie nach bolschewistischem Muster von den Soldaten totgeschlagen.

Aber nicht genug damit. Als der Oberbefehlshaber der französischen Flotte in den Schwarzmeerhäfen den Befehl gab, die Beschießung von Sewastopol aufzunehmen, meuterten die Matrosen und weigerten sich, den Befehl auszuführen. Man holte vom Flaggschiff die Trikolore herunter und hißte die rote Fahne. Die anderen Schiffe folgten dem Beispiel. Ein großer Teil der Matrosen fuhr an Land und verbrüderte sich dort mit den Bolschewisten. Widerwärtige Szenen spielten sich auf dem Lande und auf den Kriegsschiffen ab. Dem seit Tagen in seiner Kajüte gefangengehaltenen Oberbefehlshaber der französischen Seestreitkräfte blieb schließlich nichts anderes übrig, als sich mit dem bolschewistischen Kommando in Verbindung zu setzen und in Anbetracht der allgemeinen Meuterei die Feindseligkeiten einzustellen und um freien Abzug zu bitten.

Schließlich retteten die Engländer die Lage.

Der in den Dardanellen liegende Oberbefehlshaber des englischen Geschwaders, Admiral Seymour, funkte an seine französischen Bundesgenossen, daß er die französische Flotte in Grund und Boden schießen läßt, wenn die Meuterei nicht sofort aufhört und die Meuterer sich nicht ergeben. Da ergaben sich die Franzosen.

Unter dem Hohngelächter der Engländer und der Bolschewisten lichtete die französische Flotte die Anker und dampfte — in Geschützreichweite von den Engländern begleitet — in südlicher Richtung ab. Als Gefangene brachten die Engländer ihre französischen Bundesgenossen nach Frankreich zurück . . .

Agricola

LIGNOSE

Sprengstoffe

Sprengmittel aller Art

Trinitrotoluol

roh, rein und kristallisiert

für jeden Verwendungszweck

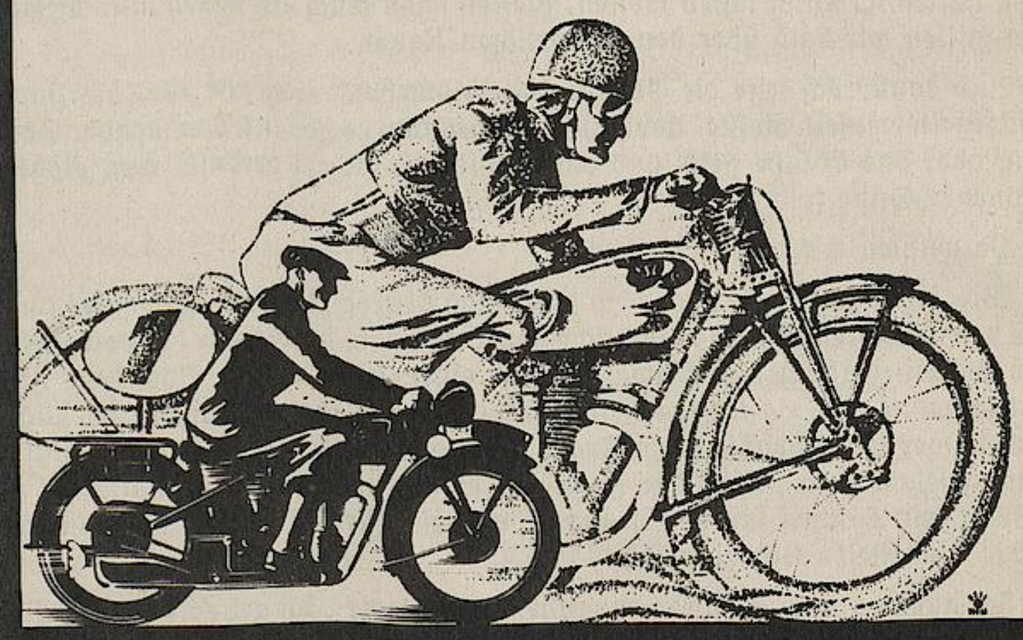
★

Jagdpatronen / Einhandpistolen

LIGNOSE SPRENGSTOFFWERKE GMBH

BERLIN NW 40 MOLTKESTR. 1

NSU



Die Erfahrungen aus

TAUSEND SIEGREICHEN RENNEN

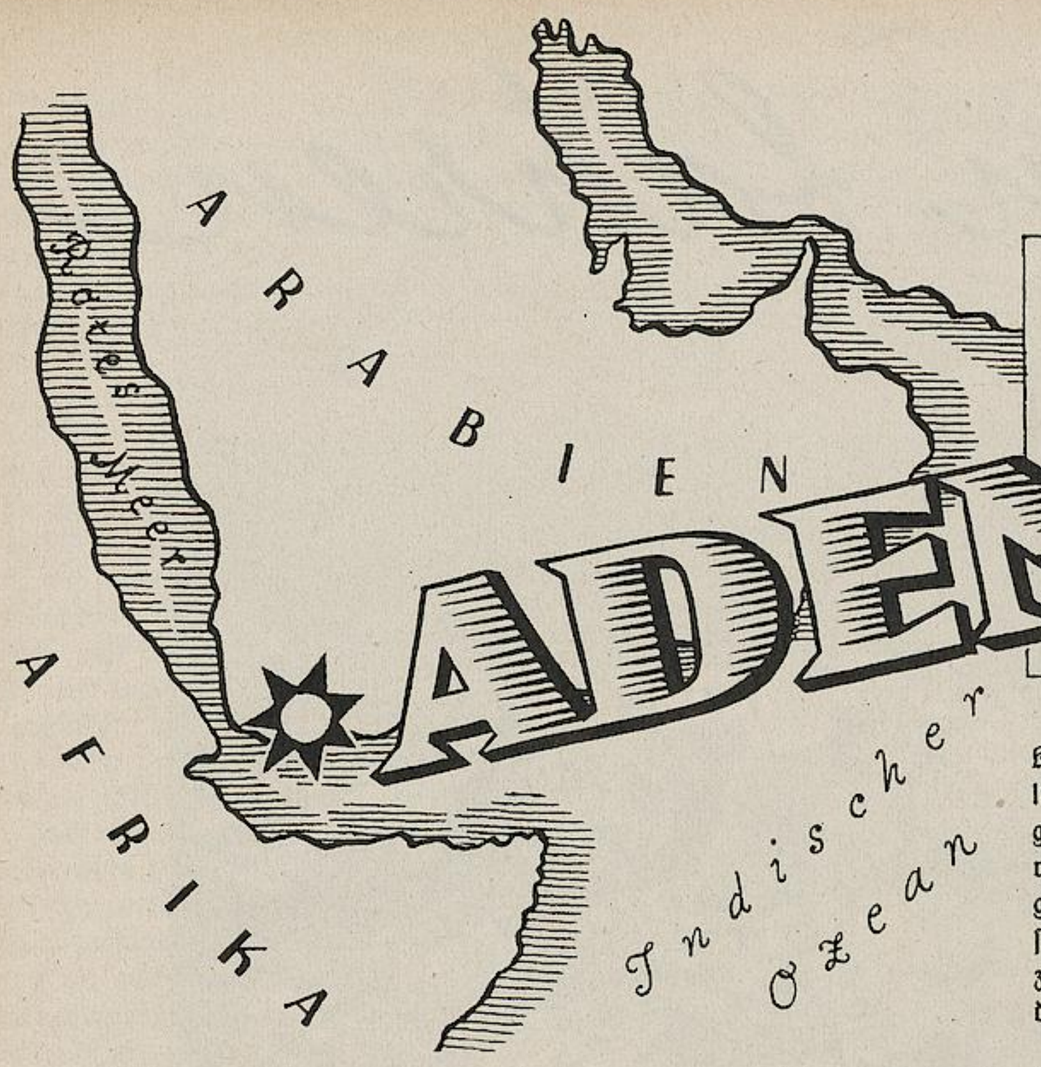
geben den NSU-Motorrädern die Vollendung ihrer Zuverlässigkeit - Schnelligkeit - Sparsamkeit.

NSU-D-RAD VEREINIGTE FAHRZEUGWERKE AG., NECKARSULM

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0330

gefördert durch Baden-Württemberg



Stützpunkt der englischen Weltherrschaft

An der Südspitze des felsenreichen, sonnendurchglühten Arabiens, etwa zweihundert Kilometer von der Straße Bab el Mandeb entfernt, die den Zugang zum Roten Meere bildet, liegt Aden. Die kahlen Felsen und der Sand der arabischen Wüste strahlen die trockene Sonnenglut jener regenarmen, fast vegetationslosen Gegend wieder zurück und machen Aden keineswegs zu einem Paradies für Europäer. Die Engländer haben den von der Natur sehr begünstigten Hafen aber als Flottenstützpunkt auf dem Seewege nach Indien ausgebaut. Es spricht für weitausschauende englische Politik in bezug auf alle Entwicklungen, die mit Indien zusammenhängen, daß die Engländer diesen Hafen bereits zwanzig Jahre vor der Erbauung des Suezkanals in Besitz genommen haben.

Aden ist stark befestigt. Gegen die arabischen Stämme des Festlandes ist es durch Drahtverhaue und eine alte, breite Mauer, die sich wie eine große Raupe, ähnlich der Großen Chinesischen Mauer – nur nicht in den gleichen Ausmaßen –, über Berg und Tal und Schluchten hinzieht, geschützt. Moderne Forts sichern den Hafen. Kriegsschiffe der englischen Flotte, große und kleine Kreuzer, Torpedoboote, Unterseeboote, Flugzeugmutterschiffe usw. finden hier häufig Aufnahme nach langen Fahrten durch den Indischen Ozean oder das Rote Meer. Zahlreiche Land- und Wasserflugzeuge sind auf dem kleinen englischen Territorium zusammengedrängt.

Die Bedeutung Adens liegt in der Sicherung des Seeweges nach Indien. Es gehörte bis vor kurzem zum Verwaltungsbezirk Indien, d. h., der Gouverneur von Aden war dem indischen Vizekönig unterstellt. Erst im Jahr 1936 wurde Aden von der indischen Verwaltung abgetrennt und dem britischen Kolonialreich direkt unterstellt.

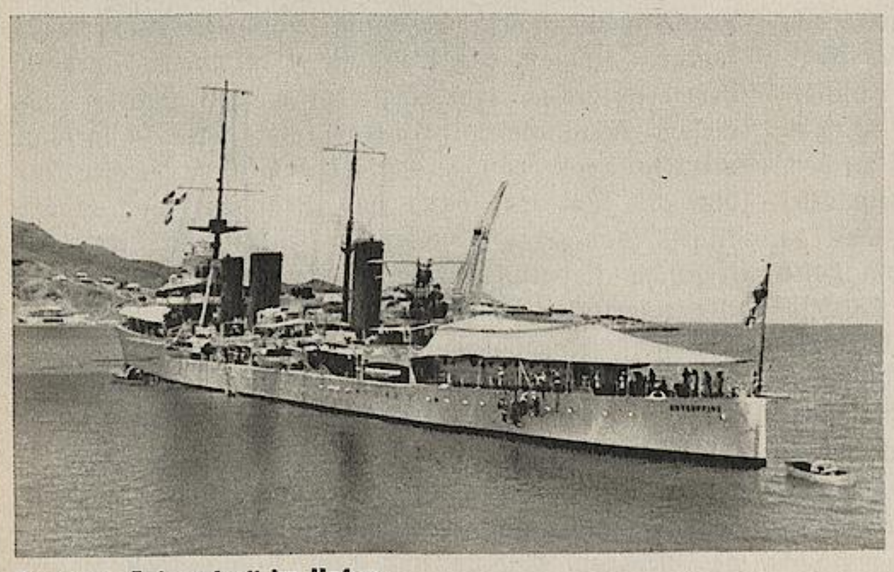
Heute ist Aden, ausgebaut mit den Mitteln der modernen Technik, ein Stützpunkt der englischen Weltherrschaft, ähnlich wie Gibraltar, Malta, Cypern, Haifa, Singapore und wie in Zukunft wahrscheinlich auch Kapstadt mit der befestigten Robbeninsel. Von Aden aus können die Engländer die Meerenge von Bab el Mandeb leicht kontrollieren, zumal auch die Insel Perim in englischem Besitze ist. Diese Insel, etwa sechzehn Kilometer von der afrikanischen und nicht ganz drei Kilometer von der arabischen Küste entfernt, beherrscht den Ausgang des Roten Meeres. Seinen Einfluß auf Arabien kann England von Aden aus ausüben. Von hier aus bereisen die politischen Offiziere jenes sonderbare, auch heute noch rätselhafte Land. So hat erst kürzlich einer dieser Offiziere, Mr. W. Ingrams, einen außerordentlich aufschlußreichen Bericht über Hadramaut veröffentlicht (Colonial Nr. 123).

Während des abessinischen Krieges war Aden einer der Hauptstützpunkte der englischen Flotte. Von hier lief der Kreuzer „Enterprise" nach Dschibuti aus, um den Kaiser Haile Selassie an Bord zu nehmen und ihn sicher durch das Mittelmeer zu bringen.

In Aden treffen sich die Kulturen des Fernen und Nahen Ostens mit denen Europas. Neben den alten arabischen Dhaus brummen die Ölmotoren der modernen großen Kriegsschiffe. Neben dem Kamel, dem „Schiff der Wüste", braust der moderne Autobus durch die sonnendurchglühte Landschaft. Araber und Inder, Neger und Mischlinge, sie alle erkennen aber an als ihren Herren den Europäer.

Dr. Manfred Zapp

Das englische Kommando in Aden



Kreuzer „Enterprise" im Hafen

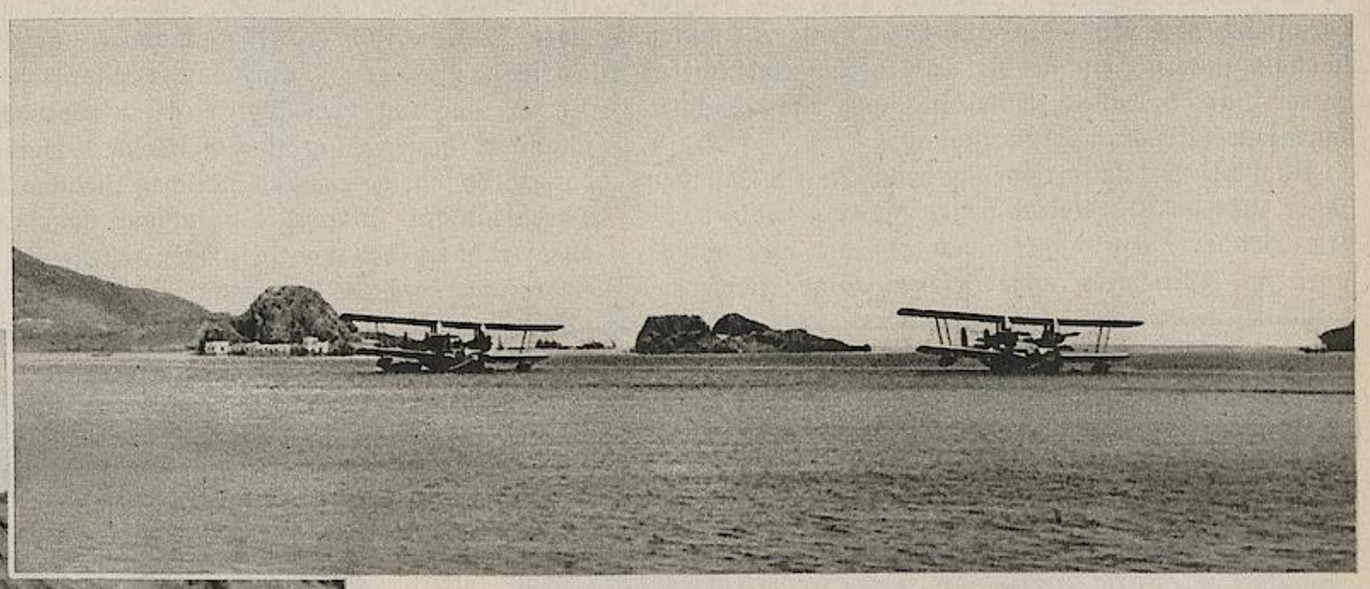
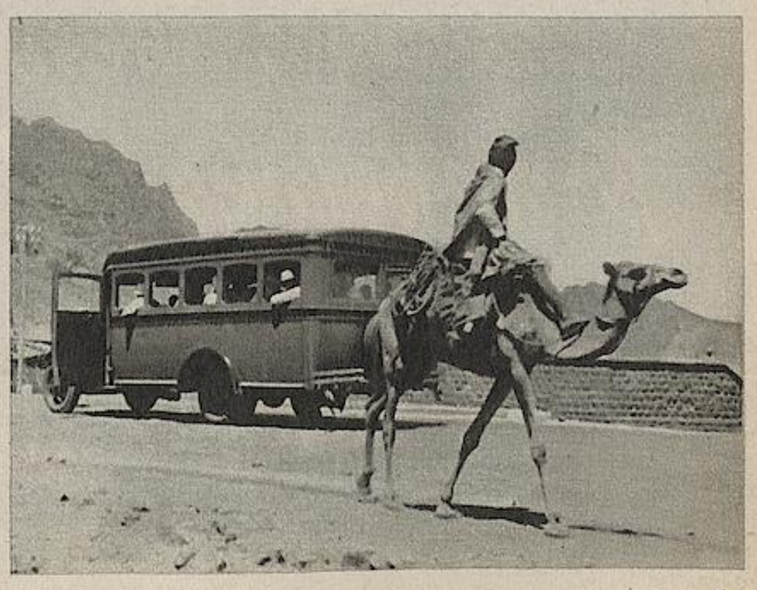


Bild oben: Flugzeuge im Hafen

Bild links: Vor einer Karawanserei

Bild rechts: Alter und neuer Wüstenverkehr

Alle Aufnahmen: Dr. Manfred Zapp



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0331
gefördert durch Baden-Württemberg

Die Hessen fahren nach Griechenland

Der Ansturm der Türken gegen die deutsche Ostgrenze war gescheitert. Am 12. September 1683 hatte das türkische Hauptheer nach der vergeblichen Belagerung Wiens am Kahlen Berge durch das kaiserliche Heer unter dem Prinzen Karl von Lothringen und die deutschen Hilfsvölker eine vernichtende Niederlage erlitten; drei Jahre später, am 2. September 1686, wurde ihnen auch Ofen, das heutige Budapest, entrissen. Bayern, und diesmal auch Brandenburger, hatten wieder wacker mitgeholfen und konnten sich die Lorbeeren teilen.

Wenn auch die Türken im Osten immer mehr zurückgedrängt wurden, so ging der Krieg gegen das Osmanische Reich doch weiter. Denn die Franzosen hatten das allergrößte Interesse daran, daß der Kaiser in seinem Rücken beschäftigt blieb, damit sie ungestörter im Westen ihren Raub — damals ging das deutsche Straßburg verloren — in Sicherheit bringen konnten. Deshalb unterstützten sie die Türken, wo und wie es immer ging. Vor allem stellten sie ihnen ausgezeichnete Ingenieur-Offiziere zur Verfügung.

Auch die Republik Venedig beteiligte sich seit dem Jahre 1684 an dem Kriege gegen die Ungläubigen, die dem Handel dieser vollkommen auf die freie Schifffahrt im Mittelmeer angewiesenen Stadt schwersten Abbruch taten. Da Venedig selbst keine Truppen aufstellen konnte, so suchte es solche gegen entsprechende Entschädigung bei den deutschen Fürsten zu mieten. Der Kurfürst von Sachsen, ebenso der Herzog von Braunschweig-Lüneburg und auch der Württemberger und andere trugen keine Bedenken, diesem Wunsche zu willfahren. Auch mit dem Landgrafen Karl von Hessen-Kassel waren die reichen Kaufherren bald handelseinig geworden. So entstand im April 1687 aus den alten vier hessischen Regimentern ein neues Regiment. Auch das Leib-Regiment, das spätere Füsilier-Regiment von Gersdorff (Kurhessisches) Nr. 80, gab drei Kompanien an den neuen Truppenteil, der zu dem Zuge gegen die Türken bestimmt war, ab. Sein Chef wurde der erst siebenjährige Prinz Karl. Das so errichtete Regiment zählte 10 Kompanien und hatte eine Stärke von genau 1000 Mann, nämlich 28 Offiziere, 52 Unteroffiziere, 19 Tambours und 901 Mann. Es ist das spätere 2. Kurhessische Infanterie-Regiment Nr. 82, das vor dem Weltkriege in Göttingen seinen Standort hatte. Zum Kommandeur desselben wurde der erst 36 jährige aus holländischen Diensten kommende Oberstleutnant Dumont, ein fähiger, sehr energischer, aber trotzdem beliebter Offizier, bestellt.

Es war der 14. Kreuzzug, zu dem sich die christliche Welt des Abendlandes anschickte, wenn auch recht viele materielle und irdische Interessen dabei mitspielten. Am 23. April 1687 trat das nunmehrige Regiment Prinz Karl nach seiner Musterung durch den Landgrafen von Hersfeld den Marsch nach Venedig an. Der Weg führte die Hessen durch ein gut Halbhundert Groß- und Klein-Herrschaften, besonders gut gefiel es ihnen aber in Würzburg, wo ihnen der Frankenwein ganz vorzüglich mundete. Der Oberstleutnant Dumont war froh, wie er in seinem Tagebuch vermerkt, als er sein Regiment wieder glücklich aus diesem „Saufande" herausgebracht hatte. Ungefähr vierzehn Tage brauchte man zu dem Zuge durch Tirol, am 26. Juni traf dann das Regiment nach einem Marsch von zwei Monaten in Venedig ein. Die vortreffliche soldatische Haltung der Hessen und ihre Waffenfertigkeit erregten allgemeine Bewunderung. Die sonst so dünkelhaften und auf ihren Geldsack pochenden Venetianer mußten gestehen, daß sie noch nie ein solch schmuckes Kriegsvolk gesehen hatten. Jeder Soldat erhielt ein Geldgeschenk von 1½ Dukaten (etwa 10 RM.), die Offiziere jedoch schwere goldene Ketten, an der sich eine Schaumünze mit dem Löwen des heiligen Marcus und dem Bildnis des Dogen befand.

Die Einkaufsstätten für alle Bedarfsartikel in vielen Städten des Reiches:

KARSTADT

ALTHOFF

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0332

gefördert durch Baden-Württemberg

Das hessische Regiment Prinz Karl, also unsere späteren 82er, trat darauf mit vielen anderen deutschen Truppenteilen, lüneburgischen, sächsischen, waldeckschen, darmstädtischen und meiningschen, in den Verband des venetianischen Heeres, an dessen Spitze Graf Otto Wilhelm von Königsmarck, ein schwedischer Offizier, stand. Dem Namen nach führte jedoch der Generalkapitän der Venetianer, Franz Morosini, den Oberbefehl. Dieser wird als ein ehr- und rachsüchtiger, rücksichtsloser Abenteurer, hochmütig und eitel, dabei unerfahren und ungeschickt in der Führung eines Heeres, geschildert. Allerdings soll er als Seemann immerhin einige Begabung gezeigt haben.

Doch bald schlug für die Hessen die Abschiedsstunde, sie bestiegen die Schiffe, die Kurs nach Griechenland nahmen. Die Fahrt dauerte zwar eine geraume Zeit, aber sie verlief glücklich, da die See ruhig war. Nach einer Zwischenlandung in Korinth langte die venetianische Flotte am 21. September im Hafen von Athen an, wo sofort die Flagge von St. Marcus entfaltet wurde. Als die Truppen gelandet waren, kam ihnen der Erzbischof von Athen, gefolgt von mehreren Geistlichen und in Begleitung einiger Griechen, entgegen, um die Feldhauptleute als Befreier vom türkischen Joch zu begrüßen. Von dem Erzbischof erfuhr man, daß die Türken, vielleicht 500 bis 600 an der Zahl, sich auf die Burg der Stadt, die Akropolis, zurückgezogen hätten, um hier Widerstand zu leisten, bis von Theben her ein türkisches Entsatzheer eingetroffen wäre.

Zum Schutze der Einwohner rückte der Raugraf von der Pfalz mit 500 Lüneburgern in die Stadt, während die Hauptmacht nach dem Olivenwalde zog, der südlich von Athen sich weithin erstreckte. Hier wurde ein Lager aufgeschlagen und durch spanische Reiter und Feldschanzen geschützt. Mit dem Batteriebau begann man am nächsten Tage, aber erst am 25. September konnte das Feuer auf die Akropolis eröffnet werden. Gleich die ersten Bomben fielen in die Propyläen und richteten arge Verwüstungen an dem herrlichen Bauwerk an. Aber so nachhaltig auch das Feuer gegen die Mauern und Felsen gerichtet wurde, eine Bresche, die einen Sturm gestattet hätte, entstand an keiner Stelle. Auch der Versuch, der auf den Rat Dumonts unternommen wurde, die steilen Felsen der Akropolis durch Freiwillige erklettern zu lassen, schlug fehl und kostete nur unnötig Menschen.

Aber durch einen Umstand, an den man kaum gedacht hatte, sollte bald eine Änderung herbeigeführt werden. Ein türkischer Überläufer berichtete, daß die geflohenen Türken den Parthenon, den Tempel der Pallas-Athene, als Unterschlupf gewählt hätten. Dies vor allem aus dem Grunde, weil das feste Gebäude einen außerordentlichen Schutz gegen die Geschosse bot, aber auch weil man annahm, daß dieser ehrwürdige, durch Schönheit und Alter fast geheiligte Bau niemals zum Ziel feindlicher Kanonen gemacht werden würde. Deshalb hätten die Türken auch keine Bedenken getragen, ihre Pulvervorräte dort unterzubringen und sie zum Teil in offenen Fässern aufzustellen.

Graf Otto Wilhelm von Königsmarck

Aufnahmen aus der Staatsbibliothek Berlin

Nun stand man vor der Frage, ob man das Bauwerk schonen sollte oder nicht. War das Leben christlicher Soldaten weniger wert als ein noch so schöner antiker Tempel? Oberst Dumont und Graf Königsmarck sollen sich im Kriegsrate gegen ein Bombardement ausgesprochen haben, drangen jedoch mit ihrer Ansicht bei Morosini und den übrigen Venetianern nicht durch. Ein junger lüneburgischer Leutnant hat sich dann verpflichtet, da das Feuer der venetianischen Artilleristen wirkungslos blieb, die Geschütze so zu richten, daß die Geschosse eine andere Flugbahn nahmen. Er lud selbst ein Geschütz, richtete es und feuerte den Schuß ab. Wenige Sekunden später erfolgte darauf auf der Akropolis laut donnernder Krach. Der Leutnant hatte einen Meisterschuß getan. Aus dem Dache des Tempels drangen große schwarze Rauchwolken, und lodernde Flammen schlugen empor. Die zusammenbrechenden Trümmer begruben alles, was sich in dem Gebäude befunden hatte, wohl an die 200 Personen, vor allem Weiber und Kinder, die neben den offenen Pulverfässern eine Zuflucht gesucht hatten.

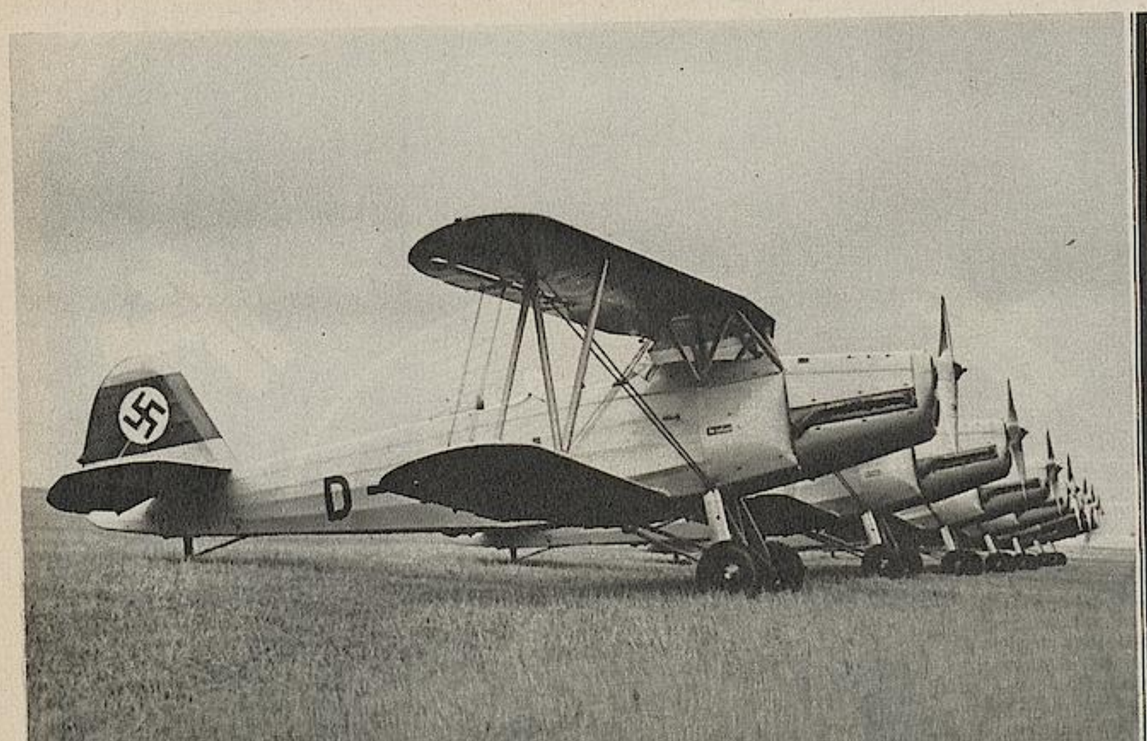
Die Besatzung gab darauf den Widerstand auf, und von den Zinnen der Akropolis wehten bald die weißen Fahnen.

Die Stadt konnte nicht gehalten werden. Im Heere wüteten Seuchen, die auch den Hessen starke Verluste brachten. Morosini ging dann doch mit seinem Heere nach Euböa, wo er im nächsten Jahre die Festung Negroponte ohne Erfolg belagerte. Den Hessen war es vergönnt, besonders beim Sturm auf den Marabut, einem sehr festen Turm, am 19. August 1688 sich auszuzeichnen, aber es war nicht möglich, zum Ziele zu kommen. Mit seinem dezimierten Heere konnte Morosini nichts mehr ausrichten, die Rückkehr mußte angetreten werden.

Am 3. Dezember 1689 langten die Schiffe der Transportflotte nach einer mehr als traurigen Fahrt wieder auf der Reede von Venedig an. Morosini löste das Heer auf, und die Hessen wurden in die Heimat entlassen. Anfangs März zog der Rest des Regiments, nur noch 184 Köpfe zählend, in Kassel wieder ein. Es war nur eine kleine, glanzlose Schar, aber an ihren Fahnen grünten frische Lorbeerreiser.

Dr. Martin Lezius

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0333
gefördert durch
Baden-Württemberg



MEHRZWECKE-
FLUGZEUGE
GO 145

GOTHAER WAGGONFABRIK
AKTIENGESELLSCHAFT GOTHA

HALLEN · BRÜCKEN
TÜRME

Funkturm auf dem Messegelände Berlin-Witzleben mit Fahrstuhl und Restaurant

HEIN-LEHMANN & Co. G.m.b.H.
Berlin-Tempelhof

Forschen und Schaffen

Fünfzig Jahre – ein halbes Jahrhundert – Forschen und Schaffen der AEG im Dienste der Elektrotechnik!

Rastlos haben Generationen in Laboratorien, Prüffeldern und Werkstätten am technischen Fortschritt gearbeitet.

Kein Gebiet der Starkstromtechnik, dessen heutiger Stand ohne unser Wirken denkbar wäre!

Jedes unserer Erzeugnisse verkörpert darum auch die letzten Erkenntnisse und Erfahrungen dieser Arbeit, das Haushalt-Bügeleisen ebenso wie der Turbogenerator oder die elektrische Lokomotive.

KNABE

AEG

ALLGEMEINE ELEKTRICITÄTS-GESELLSCHAFT

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0334
gefördert durch
Baden-Württemberg

DER INNERE Befehl

ROMAN VON WILHELM HEGELER

Copyright 1936 by Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin

Im Frühsommer des Jahres 1812 geriet das Dörfchen Didlacken aus seiner feldgrünen Einsamkeit südlich von Insterburg unversehens in den Trubel der Weltgeschichte, und den wackeren Bauern wurde ein Schauspiel geboten, wie es die Menschheit seit den Tagen des Xerxes und des Dschingis Chan nicht mehr erlebt hatte, indem der gewaltige Heerwurm der großen Armee auf dem Wege nach Rußland sich durch ihre einzige Dorfstraße wälzte. Aber es ging den Didlackern wie so manchen Zuschauern welthistorischer Begebenheiten: das Eintrittsgeld, das sie hatten zahlen müssen, war zu teuer gewesen, als daß sie an dem Spektakel rechte Freude hätten haben können.

Waren es nicht diese buntscheckigen Soldaten, um derentwillen man ihnen ihre Pferde – und wie stolz waren sie auf ihre blanken Trakehner! –, ihr Korn, Vieh und ihr bißchen Geld herauspreßte? Wenn einer sich wehrte und sein Haus verschloß, wurde mit dem „Kompanie-Hauptschlüssel" die Tür aufgebrochen. Dann blieb kein Bett, kein Tisch, kein Stuhl heil, und die Stuben wurden als Aborte benutzt.

Kein Wunder, daß die Didlacker das Schauspiel des Vorbeimarsches nur mit Ekel und Grimm beobachteten.

Und was sollten sie überhaupt von diesen Bundesgenossen denken? Vor einem Jahr noch hatte es geheißen, es gebe Krieg mit den Welschen, eine allgemeine Volkserhebung stehe bevor. Voll Kampfbegier hatten die Bauern ihre verrosteten Gewehre geputzt, ihre Säbel geschliffen und sich unter Führung des Gutsherrn in den Waffen geübt. Ein heiliges Feuer hatte in allen Herzen gebrannt, wenn der greise Pastor Sonntags so begeistert von den Freiheitskämpfen in Tirol und Spanien erzählte. Und dann – sie standen wie vom Donner gerührt, der eine brandrot, der andere käsebleich – hatte es plötzlich geheißen, ihr König ginge mit dem Kaiser Näppel einen Allianzvertrag ein.

Sie wollten es nicht glauben. Und als der alte Herr, dem selbst beinah vor Schmerz und Scham die Stimme zerbrach, ihnen erklärte: ihr armer König könne nicht anders. Da Österreich ihn verriet und Rußland nur an seine Verteidigung dachte, was konnten die Preußen allein gegen die Übermacht ausrichten? – da hatte es manchen dieser stolzen Freibauern im stillen geschüttelt und gewürgt, und er hatte gedacht, es sei wahrhaftig kein Stolz mehr, sich Preuße zu nennen.

Und nun ergoß die Flut, die aus den Bergen und Ebenen Frankreichs, von den Gestaden des Guadalquivirs und denen des Adriatischen Meeres bis zu den Ufern des Rheins und der Weichsel zusammengeströmt war, sich durch das Land.

Die ersten Truppen hatten die Bauern einfach totschlagen wollen, und mancher Welsche oder Portugiese oder Rheinbündler, der gar so großschnauzig herumkommandierte, ahnte auch später nicht, wie nahe er daran gewesen war, daß eine zornwütige Faust ihm das Maul für immer stopfte.

Heute aber haben die Didlacker ausnahmsweise einen guten Tag, denn zu dem Hilfskorps, das ihr König hat stellen müssen, gehören auch die Brandenburger Husaren. Und da treffen sie manchen engeren Landsmann.

Freundlich werden die bestaubten Reiter, denen der Sand zwischen den Zähnen knirscht, willkommen geheißen, vom nahen Gut und von den Feldern kommen die Bauern zusammengelaufen, und jeder freut sich, wenn er einen Husaren oder auch zwei mitsamt den Pferden in seinem leeren Stall unterbringen kann.

Der Schwadronsführer, Herr von Tungeln, der beim Pfarrer einquartiert ist, stellt an diesen gleich nach der Begrüßung die Frage, ob Weiblichkeit im Hause sei. Zuerst ist der alte Herr etwas betroffen, seine Miene klärt sich auf, als er den Sinn der Frage

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0335
gefördert durch Baden-Württemberg

erfährt. Der Rittmeister will nämlich ein Bad nehmen, und das geschieht am besten auf dem Hof, wenn er nicht zu befürchten braucht, daß weibliches Zartgefühl dadurch verletzt wird.

In der Beziehung könne Herr von Tungeln ganz ohne Sorgen sein, erwidert der Pfarrer. Seine Töchter wie übrigens sämtliche Mariellen des Dorfes seien auf dem Gutshof in Sicherheit gebracht. Das geschähe immer so, seitdem der Herr Marschall Ney in Gumbinnen vier unschuldige Mädchen mit sich genommen und verunehrt habe. Und er, der Pfarrer selbst, sei Witwer.

„Um so besser! Also mal 'n bißchen fix, Heinrich!"

Heinrich läßt sich nicht aus der Ruhe bringen. Ein Ding nach dem andern holt er aus dem Mantelsack, stellt das Elfenbeinbild auf den Nachttisch, legt die Bibel daneben und obendrauf die Kuchenreuter, wickelt Seife und Zahnbürste aus und breitet das Handtuch über einen Stuhl.

Dann fragt er mit etwas scheelem Blick, ob der Herr Rittmeister auch heute wieder ein frisches Hemd befehle?

„Glaubst du, Ferkel, ich zöge den alten verschwitzten Plünnen wieder an?"

Heinrich stößt sich weniger an dem Ferkel als an dem verschwitzten Plünnen. Er hält diese Bezeichnung für ein nur einen Tag getragenes Hemd geradezu für eine Sünde. Er fügt sich, aber mit sichtlichem Widerstreben.

„Los! Los! Los!" drängt der Rittmeister, der nach dem Marsch etwas nervös ist. „Schlaf nicht immer ein. Dich hat ja rein der Deibel zum Husaren gemacht."

„Ich wollte ja auch bei de Artillerie", knurrt Heinrich.

„Widersprich nicht immer!"

„Ich widerspreche ja gar nicht."

„Raus mit dir, alte Haubitze!" kommandiert der Rittmeister, der zu Heinrichs Verdruß immer das letzte Wort behalten muß.

Während Herr von Tungeln sich die Uniform aufknöpft, blickt er aus dem Fenster, wo Grenadiere in aufgelöster Kolonne vorbeimarschieren. Staub bedeckt die blauen Uniformen, die weißen Bandeliere, die Dreimaster und die hinten in Leinwandbeuteln auf den Tornistern aufgebundenen Bärenmützen.

Staub, Übermüdung und Verdruß haben aus der glänzenden Grande Armée bereits hier eine graue Gespensterschar gemacht. Kein Trommeln und Pfeifen, kein Gesang, kein Scherzwort, kein Ruck und Zuck wie sonst ist in dem Ganzen. Fluchend und schimpfend, bedrückt von heimlichem Schicksalsvorgefühl, schleppen sie sich über den Kirchplatz und ziehen gen Rußland, das sie jetzt schon wie die Hölle hassen.

Der Rittmeister blickt auf die Wolken, die dunkel bedrohlich über den Himmel wandern, bis sie sich im Grau der endlosen Ebene verlieren.

„Der Wolken, Luft und Winden, gibt Wege Lauf und Bahn . . .", seit Tagen flattert dieser Gesangbuchvers ihm durch den Sinn.

Es gibt Kameraden, die behaupten — und sie berufen sich dabei auf den General Scharnhorst —, die Russen brauchten sich nur immer weiter zurückzuziehen, so würden die Franzosen sich in dem weiten Land zu Tode laufen und schließlich wie die Wolken in nichts zergehen. Das mag richtig sein. Aber er, Tungeln, ist mehr fürs Dreinschlagen.

Voriges Jahr, potz Wetter! war er da aufgelebt. Und jetzt — jedesmal, wenn er an die schandbare Schweinerei denkt, ist ihm zu Mut, als müßte ihm das Blut aus den Ohren spritzen. Ja, ja, ja, Seine Majestät hatte nicht anders gekonnt. Aber hätte er sich überhaupt so weit mit den Welschen einlassen dürfen? Hätte er nicht schon längst . . .?

Himmelkreuz! stampft der Rittmeister wütend auf. Will er wohl aufhören mit dem Stänkern und Spintisieren! Dies vorlaute Reden und Gedankenmachen hat ihm schon sein guter Vater mit Maulschellen austreiben wollen.

Gerade zur rechten Zeit meldet Heinrich, daß das Bad bereit sei. In lustiger Behaglichkeit, das Handtüchlein, das Heinrich spendiert hat, wie eine Kellnerserviette unterm Arm, wandelt der Rittmeister über den Hof auf den mit Wasser gefüllten Zober zu.

„Feines, frisches Regenwasser", preist Heinrich sein Naß. „Kein bißchen Modder drin. Nur ein paar Wasserflöhe. Aber die beißen nicht."

„Brav, mein Junge", lobt der Rittmeister. „Ah, tut das gut! Ach, ist das eine Wohltat!" seufzt er behaglich zwischen dem Planschen. „Hast du noch ein paar Eimer übrig, Heinrich? Dann kannst du sie mir nachher über den Kopf gießen. — Aber erst seif mir mal den Buckel ab. — Ja, pack nur feste zu. Ach, ist das herrlich! Wie neugeboren fühlt man sich. Himmel, da soll doch . . ."

Mit einem Satz ist der Rittmeister aus der Wanne heraus und auf das Handtuch losgestürzt, hält es sich um die Lenden und knirscht:

„Da oben sitzt ja eine Frau!"

Wahrhaftig, jetzt bemerkt auch Heinrich sie, die aus einem Fenster des oberen Stockwerkes auf die beiden herunterstarrt und offenbar aus Entsetzen über die nackte Männergestalt kreisrunde Eulenaugen bekommen hat.

„Lauf zum Pastor und meld es ihm!"

Diesmal wetzt Heinrich daher, daß die Hacken fliegen, und der Rittmeister hört ihn die steile Treppe hinaufdonnern. Aber schon nach einigen Augenblicken kommt er grinsend zurück und winkt aus der Ferne beruhigend ab.

„Melde gehorsamst, Herr Rittmeister, dat 's dem Herrn Pastor seine Olsche. Siebzig Jahr und stocktaub."

„Stocktaub nützt mir nichts."

„Sehen kann sie auch nichts mehr. Die zählt all lang nich mehr mit."

Worauf der Rittmeister beruhigt wieder in seinen Zober steigt.

Während Herr von Tungeln sich ankleidet, betrachtet Heinrich nachdenklich das schöne Seifenwasser. Es lockt ihn sehr, auch mal ein Bad zu versuchen. Aber endlich beschließt er, es doch lieber beim Alten zu lassen, und seift sich nur den Kopf und die Füße ab. Dann wäscht er in dem Wasser noch das Hemd seines Herrn.

Nach getaner Arbeit stellt er sich unter den Torbogen. Sein Gesicht glüht wie mit Bimsstein abgerieben, seine Augen tränen ein bißchen, aber seine Miene ist an Selbstzufriedenheit kaum zu übertreffen. Zuzusehen, wie andere sich plagen, erhöht immer sein Selbstbewußtsein.

Eine letzte Munitionskolonne rumpelt noch vorbei. Dann kommen Planwagen. Später auch elegantere Fuhrwerke, Glaskutschen und offene Landauer. Die feinen Damen darin haben entweder Gesichter wie gesottene Krebse oder sind ganz mit weißer Kreide beschmiert. Eine bemerkt Heinrich, welche raucht. Vor Ekel speit er aus. Etwas so Gemeines hat er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen.

Und mit diesem Gesindel hat der König ein Bündnis geschlossen. Wenn unsereiner das täte, denkt Heinrich, würde es heißen, auf so eine verfluchte Dummheit kann auch nur ein dummer Bauernlümmel kommen. Aber bei den feinen Leuten nennt man's Politik.

Die Wagenreihe hat schon ihr Ende erreicht, als mit zwei Reitern im Gefolge auf Heinrich ein welscher Offizier zusprengt, dessen rassige Vollblutstute und glänzende Ausrüstung: der kaum bestaubte, so gut wie neue, dunkelblaue Leibrock mit dem dicken Orden auf der Brust, die hohe Bärenmütze mit der weißen Girlande, das silberne Zaumzeug und die prachtvoll beschnürte Schabracke auf den Bauernburschen einen gewaltigen Eindruck machten.

Ob in diesem Hause der Rittmeister, Herr von Tönschäl, einquartiert sei, fragt der Offizier.

„Tünschelln", verbessert einer der Begleiter.

„Zu Befehl, jawohl."

„Dann melden Sie ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche, im Auftrag meines Majors, monsieur de La Motte-Piquet."

Heinrich stapft die Treppe hinauf und meldet, daß unten ein welscher Major sei, der dem Herrn Rittmeister etwas aufzutragen hätte. Dieser ärgert sich, als er an Stelle des würdigen Stabsoffiziers einen jungen Leutnant von den Kaiserlichen Gardedragonern vor sich stehen sieht, der seinen Namen nennt, de Clavé, und gleichzeitig auf so nachlässige Art die Ehrenbezeigung macht, daß er als preußischer Offizier einen gehörigen Anpfiff bezogen hätte.

Er bedauere sehr, daß er dem Herrn Rittmeister eine kleine Unannehmlichkeit bereiten müsse, sagt der junge Herr, aber im Auftrag seines Majors müsse er ihn bitten, das Dorf zu räumen, da zwei Schwadronen Gardedragoner es belegen wollten.

Einen Augenblick ist Herr von Tungeln etwas erschrocken, ob ihm vielleicht ein Irrtum unterlaufen sei. Er zieht seinen Quartierschein aus der Brusttasche: der Name des Dorfes stimmt.

Der Leutnant gibt das lächelnd zu, bittet aber doch, den Wunsch seines Vorgesetzten zu erfüllen.

Der Rittmeister überlegt. Um unliebsame Auseinandersetzungen zu vermeiden, erklärt er sich bereit, die Hälfte des Dorfes zu räumen.

Das genüge nicht, antwortet der Franzose, der Major wolle das ganze Dorf belegen.

„Ich bitte, keine Fassons zu machen", fügt er hochfahrend hinzu. „Ihre Husaren können doch nach Insterburg reiten."

„Damit sie auch da rausgeschmissen werden. Meine Kerle haben drei Nächte im Freien biwakiert, die letzte bei strömendem Regen. Sie brauchen unbedingt ein anständiges Quartier."

„Ich bedauere infiniment, aber Sie wissen wohl, daß die Gardedragoner Vorrang genießen in der ganzen Armee."

„In der französischen vielleicht."

Jetzt beginnt der Leutnant sich zu ereifern und überschüttet den Rittmeister mit einem langen französischen Wortschwall. Aber wie der Fels nur um so glatter wird, je mehr Wasser auf ihn hinunterstürzt, so wird auch Herr von Tungeln immer ruhiger: er hat ja seinen Quartierschein.

„Vous avez compris?"

„Kein Wort!"

„Ihre Husaren sollen die Ställe evakurier'. Hinaus! Hinaus!"

„Und wohin, wenn ich fragen darf?"

„Auf die Straße! Binden Sie Ihre Pferde an die Zäune an."

Der Rittmeister wirft einen Blick auf den nächsten Zaun, auf dessen morschen Staketen allerhand Lumpen und Lappen trocknen."

„An die Zäune anbinden? Herr, sind Sie des Deibels?"

„Sie werde das Dorf evakuier'!"

„Das werde ich nicht!"

„Dann wir werden Sie zwingen."

„Sie wollen mich zwingen?"

„Jawohl, mein Herr, mit Gewalt."

„He, Trompeter!" schreit der Rittmeister.

Der Trompeter, der gerade über den Kirchplatz geht, kommt auf seinen kurzen Beinen eiligst angelaufen.

„Blas Alarm! Lauf durchs ganze Dorf und blas Alarm!"

Der kleine Mann fährt sich nicht mal über den Mund, sondern setzt gleich die Trompete an.

Tätä tätä tätäätä schmettert lustig drei-, viermal das Signal, das jeden Husaren, wenn er nicht grade maustot ist, auf die Beine springen läßt.

Sofort lugt auch schon aufgeregt einer aus dem Dunkel der Schmiede. In den Nachbargehöften werden die Torflügel aufgerissen, und andere Husaren, den Striegel in der einen, die Kartätsche in der andern Hand, kommen hervorgestürzt. Als der Rittmeister ihnen zuruft: „Kommt nur her, Jungs!" verschwinden sie, kehren aber in der nächsten Minute zurück: barfuß, in Hemdärmeln, Zaumzeug, Säbel und Karabiner umgehängt, den Sattel unterm Arm, den Gaul am Halfter. Am Brunnen beginnen sie zu satteln.

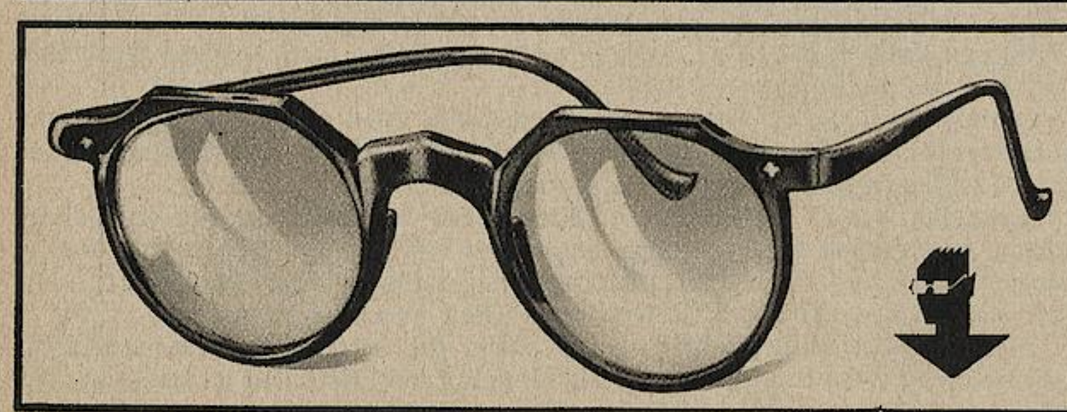
Tätä tätä tätäätä . . . klingt es jetzt schon ein bißchen ferner.

„Mais il est complètement fou, ce Prussien!" schimpft der Dragonerleutnant mit seinen Begleitern. „Mein Herr, warum wollen Sie verrückt sein? Sie werden haben die größte désagréments."

„O wie wohl ist mir am Abend", summt der Rittmeister vor sich hin.

„Seien Sie doch raisonnable. Vielleicht kann man sich arrangieren."

„Am Abend! Am Abend!" summt Herr von Tungeln



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0336
gefördert durch Baden-Württemberg

und dreht dem Franzosen den Rücken. „He Heinrich, der Hundertmark soll satteln."

Tätä tätä tätäätä spritzt es gegen die verstaubten kleinen Fensterscheiben und macht das ganze Dorf rebellisch. Schon sind eine Menge Kinder zusammengelaufen, und jetzt kommen auch aus dem Siechenhaus neben der Kirche allerdings merkwürdige Gestalten zum Vorschein: humpelnde Männer in langen Spitalmänteln an Stöcken und Krücken, darunter ein Einbeiniger, den ein Blinder stützt, und alte Frauen.

Tätä tätä tätäätä... klingt es jetzt schon wieder näher. Und da kommen aus Nord und Süd ein gutes Dutzend flinker Reiter angesprengt: dem einen sitzt die Mütze etwas windschief auf dem Ohr, dem andern baumelt die Schuppenkette unter der Nase, ein dritter scheint unter hohem Seegang zu leiden, da die Gurten in der Eile nicht festgeschnallt sind, ein vierter hat den Säbel noch in der Hand. Aber sie sind da, auf schnaubenden Pferden, mit kampfmutigen Gesichtern.

„Je vous assure, mon capitaine, Sie werde vor ein Kriegsgericht kommen."

„Am Abend! Am Abend!" klingt es zur Antwort.

Immer mehr Volk strömt auf dem Platz zusammen, stiebt aber auseinander, da die Steine klirren und Funken sprühen von den heransprengenden Herren Leutnants, denen ihre Burschen folgen.

Es ist kaum noch Platz für das Gedränge der schnaubenden und wiehernden Pferde. Husaren müssen die Neugierigen zurückdrängen. Kommandos werden gegeben, Züge formieren sich und werden wieder auseinandergerissen von neu ansprengenden Reitern.

Der französische Leutnant und seine Begleiter sind wieder aufgesessen, um davonzureiten. Der Leutnant macht noch einen letzten Versuch, den eigensinnigen Deutschen zur Vernunft zu bringen, indem er ihm versichert, er würde dafür sorgen, daß die Offiziere ihre Quartiere behalten könnten.

„Sie haben mir mit Gewalt gedroht. Ich werde Ihnen zeigen, was Sie damit bei mir ausrichten."

Ohne ein Wort macht der Leutnant kehrt, reißt aber sein Pferd zurück, da es gegen eine dichte Menschenmenge anprallt. Schon will er seinen Säbel ziehen, um sich mit Gewalt einen Weg zu bahnen, als ganz aus nächster Nähe wieder die Trompete klingt. Tätä tätä tätäätä... Und beinah im selben Augenblick fängt aus der sogenannten Glöcknerei — die Kirche selbst besitzt keinen Turm — die Feuerglocke an zu gellen. Als wäre das ein verabredetes Signal, marschiert hinter dem daneben gelegenen Schulgehöft ein Haufe von an die hundert jungen und alten Männern heran, die teils aus dem Dorf und teils aus dem Gut stammen: mit Sensen, Heugabeln, Säbeln und altertümlichen Gewehren bewaffnet. Sie versperren nach Süden hin wie eine mit Eisen bespickte Mauer die Straße.

Der Rittmeister hält vor seiner in drei Zügen aufgebauten Schwadron, läßt die beiden Flügelzüge einschwenken, so daß ein offenes Karree entsteht, und will schon „Stillgesessen!" kommandieren, als von dem nördlichen Ende des Dorfes lautes Geschrei erschallt. Zuerst ist es nur ein gellendes Kindergekreisch, das aber im Nu mannbar wird, und je stärker es anschwillt, desto erwachsener dröhnt.

Während die Brandung jetzt auf dem Marktplatz selbst emporschlägt, bricht zugleich der dichte Wall aus Krüppeln, Weibern und Kindern auseinander, und durch die entstandene Lücke donnert eine seltsame Kavalkade heran: halbnackte, braun gebrannte Burschen, von Tropfen umsprüht, von Schaumflocken umflattert, stieben sie daher mit lautem Heißa und Hurra, die eine Hand fest in der Mähne des ungesattelten Pferdes verwickelt, in der andern die Mütze oder eine abgerissene Gerte schwenkend.

Das sind die Husaren, die ihre Pferde in die Schwemme geritten haben. Es gibt wieder ein bißchen Durcheinanderdrängen, aber die Pferde finden von selbst in den Reihen ihren wohlbekannten Platz.

Der Rittmeister kommandiert „Stillgesessen!" und nun hört auch das Gebimmel der Feuerglocke auf. Nach dem furchtbaren Lärm soeben herrscht eine beinah lautlose Stille.

„Kerls, die welschen Dragoner wollen uns unsere angewiesenen Quartiere nehmen."

Von dem markigen Klang dieser Stimme zittern die Fensterscheiben und die Herzen der Hörer.

„Sie wollen in den warmen Ställen schlafen, und wir sollen unsere Gäule an die Zäune binden. Das lassen wir uns nicht gefallen! Ich befehle, daß heute abend jeder zu Hause bleibt. Tore und Türen werden zugemacht. Daß mir keiner auf der Straße herumsteht! Wenn ein Welscher euch aber dumm kommt, dann schmeißt ihn raus! Und geht's nicht im guten, dann haut ihr mit der Plempe drein! Verstanden?"

Aus hundertfünfzig Mündern kommt ein einziges „Jawohl!"

„Sektionsweise abrücken in die Quartiere!"

Der Rittmeister wendet sich an den französischen Leutnant:

„Wollen Sie, bitte, Ihrem Herrn Major mitteilen, was ich meinen Leuten gesagt habe. Guten Abend! — Wachtmeister, reiten Sie mit ein paar Leuten voran und sorgen Sie dafür, daß der Herr Leutnant unbelästigt aus dem Dorf kommt."

— — — — — — — — — —

Herr von Tungeln sitzt am Fenster, raucht seine Meerschaumpfeife und wartet gespannt, was nun wohl kommen werde. Vielleicht wird man ihn verhaften. Dann werden seine Kerle ihn heraushauen. Und dann gibt's vielleicht einen ganz andern Krieg als den geplanten. Ja, dann kann er auch nicht helfen. Recht muß Recht bleiben.

Es beginnt zu dämmern, schon blinzeln ein paar Sterne am Himmel, und von den Wiesen her weht der erste kühle Wohlgeruch, als die Gardedragoner angeritten kommen. Stramme, wohlgenährte Kerle! Und was haben sie für Pferde! Die haben freilich noch keine Nacht im Freien kampiert und Baumrinde gefressen, weil es an Heu mangelte.

In kurzem Trab durchreiten sie das Dorf, als wenn sie Eile hätten, wieder herauszukommen. Die Leute sehen, wie Herr von Tungeln feststellt, nicht nach rechts und nicht nach links, sondern züchtig geradeaus wie die Pensionsfräulein.

Hinter den Zäunen und aus den Ritzen der Hoftore aber lugen die Husaren und lachen sich eins.

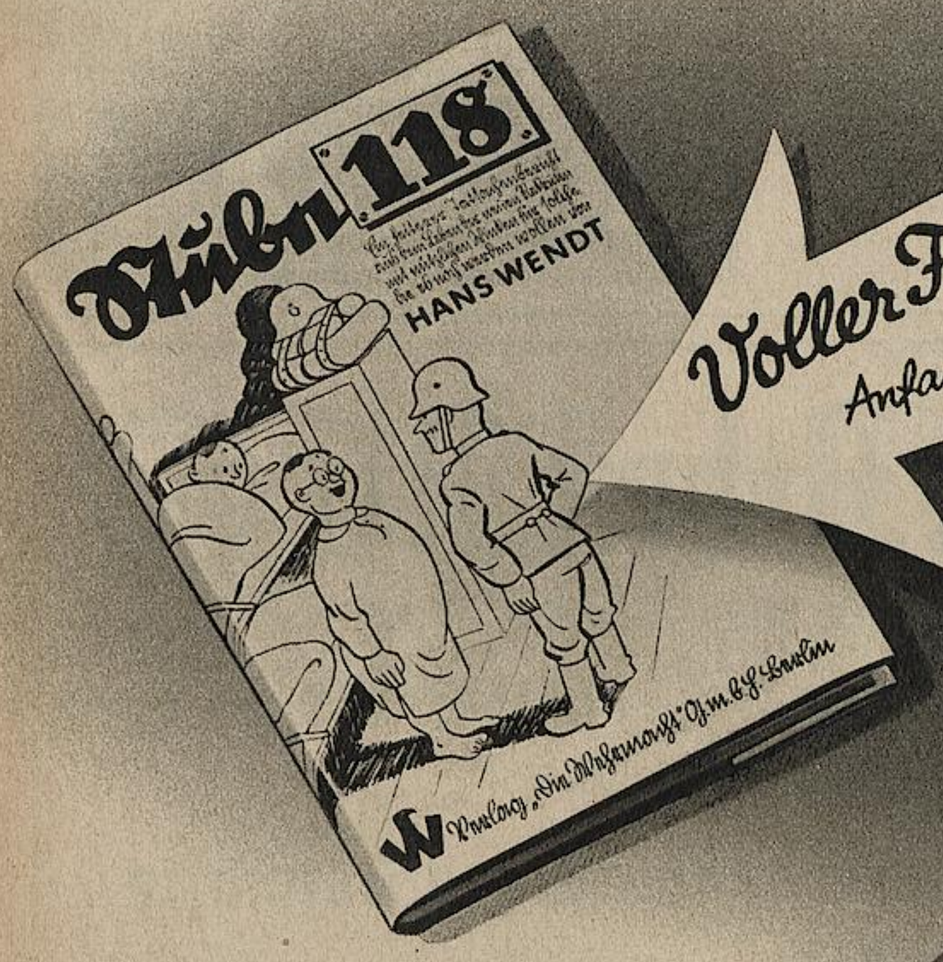
Der General von Yorck tritt aus seinem Quartier: auf dem gebeugten Körper der Kopf eines kranken, bösen, furchterregenden, bemitleidenswerten Raubvogels. Sein stählern blauer Blick trifft den Pferdeknecht, der seinen Fuchswallach am Zügel hält. Der Bursche steht wie aus Erz gegossen da, innerlich jedoch zittert er vor dem Anschnauzer.

Aber der Blick der gelblich vergrämten Augäpfel haftet auf fernen Gegenständen, die nichts mit dem Dasein eines Pferdeknechtes zu tun haben.

Der General hebt den bespornten Stiefel und läßt ihn ächzend sinken. Noch einmal muß er ihn, die Lippen zusammenbeißend, heben, um die Steigbügel zu erreichen. Als aber der Pferdeknecht vorsichtig nachhelfen will, bekommt er das furchterregende Knurren zu hören.

Nach dem General sitzt sein Adjutant, der Major von Seydlitz, auf. Die beiden, gefolgt von zwei Ordonnanzen, reiten zum Quartier des Oberkommandierenden des zehnten Korps, des Marschalls Macdonald, Herzogs von Tarent.

Yorck hockt auf seinem prachtvollen Fuchs wie ein brustkranker Schulmeister. Er krümmt sich unter dem Schraubstock seiner Schmerzen. Die alten Wunden zerren, der Rheumatismus reißt, der Bruch, den ihm in Lübeck die Fußtritte eines französischen Soldaten beigebracht haben, brennt — aber alles das sind nur Ausstrahlungen des innerlichen Grams, des ans Kreuz geschlagenen Stolzes. Er weiß, was Golgatha bedeutet und was es heißt: Herr, laß diesen Kelch an mir vorübergehen . . . Aber er weiß auch, daß niemals ein Kelch an ihm vorübergeht: Tod der geliebten Kinder, Krankheit der Frau, Zurücksetzung, Hohn der Feinde — es gibt keinen noch so bittern Wermut, den er nicht hätte schlucken müssen. Aber was jetzt bevorsteht, gehört mit zum Schlimmsten. Daß er dem Stellvertreter des Erzfeindes die Honneurs machen, daß er diesem Parvenü-Herzog schön tun muß! Er hat sich das nicht so überlegt, sonst hätte er dem König nicht das Opfer gebracht und lieber den Dienst quittiert. Aber wenigstens soll der Marschall ihn kennen lernen. Mag der König aus Besorgnis um seinen Thron Nachgiebigkeit wünschen, er wird royalistischer sein als sein Herr. Zum Stellvertreter des Kaisers kommt er als der Stellvertreter eines Königs, der ein souveräner Herrscher ist, ein freiwilliger Bundesgenosse, kein Vasall und katzbuckelnder Rheinbundfürst.



Voller Freude lesen Sie, dass dieser lustige Bericht Anfang April als Buch erscheint!

An den Verlag „Die Wehrmacht" G.m.b.H. Berlin W 8, Kronenstrasse 37 A 6 3918

Ich bestelle hiermit ..... Exemplar „Stube 118" von Hans Wendt illustriert v. Manfr. Schmidt / 160 Seiten / in Ganzleinen geb. RM. 2.50

Den Betrag von RM. 2.50 habe ich heute auf Ihr Postscheckkonto Berlin № 382 eingezahlt / Bitte ich durch Nachnahme zu erheben

NAME .....

ANSCHRIFT .....

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0337

gefördert durch
Baden-Württemberg

Die blauen Augen funkeln, er beißt die Zähne zusammen, daß die Kaumuskeln schwellen. Nicht das kleinste Recht wird er sich entreißen lassen. Wenn —. Es gibt da ein böses Wenn. Wenn der General Grawert, sein Vorgesetzter, nicht schon zu allem Ja gesagt hat. Mit halb gebundenen Händen geht er in den Kampf. Aber was tut's! Wenn's nur ein Kampf wird und keine Katzbuckelei.

Er gibt sich einen Ruck. Der Schmerz verzerrt sein Gesicht. Einige Augenblicke ist ihm zu Mut, als wollten alle Bänder und Gelenke reißen. Aber er läßt nicht nach. Ein Schenkeldruck. Der Gaul schlägt einen kurzen Galopp an. Entweder kracht die alte Kiste jetzt auseinander, oder die Knochen fügen sich. Sie tun's, und wie aus Erz gegossen sitzt Yorck im Sattel.

Dann stehen sie sich gegenüber, die einander zum Schicksal werden sollen, Draufgänger, Hitzköpfe beide, von einer Leidenschaftlichkeit, die nicht jugendlicher Überschwang, sondern eingeborene Kraft ist; Fünfziger, ein paar Jahre drüber der eine, einige drunter der andere, aber die sieben Jahre, die Yorck mehr hat, lassen ihn um vieles älter erscheinen; beide kräftige Gestalten, aus gleichem Holz geschnitzt, doch nicht auf gleichem Boden gewachsen und nicht unter gleicher Sonne: der eine voll entfaltet unter Napoleons Glücksstern, reicher Grundherr, Herzog und Marschall des Kaiserreichs, der andere ohne Ar und Halm, auf den kärglichen Sold eines Königs angewiesen, der über die Hälfte seines Landes verloren hat und dessen Krone an der Laune des Imperators hängt, Unter-General in einer Armee, der noch der Makel von Jena und Auerstedt anhaftet.

Aber seltsam, wenn beide auch von gleicher Statur sind, so scheint Yorck doch seinen Vorgesetzten zu überragen, und wenn er einstweilen auch nur den stummen Zuhörer spielt, der Blick seiner stählernen Augen, der ein kaum verhangenes Blitzen ist, gibt ihm eine beinahe drohende Überlegenheit. Diese Haltung ist nur zum Teil Absicht: wem immer Yorck gegenübersteht, den scheint er zu überragen durch die sprungbereite Straffheit seiner Haltung; wen immer er anblickt, den scheint er anzublitzen mit der Schneide seines im Feuer gehärteten Willens und seines stets wachen Mißtrauens.

Aber wenn Macdonald ihm gegenüber auch etwas behäbig Breites hat, so hat er auch die Liebenswürdigkeit und ungewollte Würde des großen Herrn und den natürlichen Zauber dessen, der ein gütiger und ehrlicher Mensch ist. Es schwingt ein Ton in seinen Worten mit, der Vertrauen schenkt und wünscht. Aber Yorck verlangt gar nicht danach.

Zuerst hat Macdonald das Gespräch auf ihre Familien gebracht. Stammen sie nicht beide aus England? Die Macdonalds sind unter den Stuarts nach Frankreich eingewandert. Yorck weiß über seine Vorfahren wenig Bescheid. Und er äußert das wenige in so knappem Ton, daß der Marschall das Gespräch bald auf die schwebenden militärischen Fragen bringt. Es betrifft Bagatellen, über die zu streiten nicht lohnt.

Das ändert sich im Augenblick, wo es sich um die Einsetzung des französischen Feldgerichts handelt. Yorck widerspricht, nicht nur aus Prestigegründen, sondern weil seine Leute dann bedeutend schlechter stehen als unter den milderen preußischen Kriegsgesetzen.

Macdonald hört ihn aufmerksam an, sagt dann aber unvermittelt: „Es tut mir leid, Exzellenz Grawert hat bereits seine Zustimmung gegeben. Wir wollen hoffen, daß von dem Gericht möglichst wenig Gebrauch gemacht wird. Wenn sich Härten ergeben, bitte ich um Meldung. Und nun noch eins, Exzellenz." Er wirft die Worte beinah brüsk hin: „Sie sind zum Kommandeur der Festung Memel ernannt."

Yorck erstarrt. Das Mißliche und Widerwärtige dieses Kommandos, das einen dauernden Streit mit französischen Offizieren bedeutet, ist ihm sofort klar.

„Es ist der Befehl des Kaisers, nicht mein Wunsch. Ich weiß, daß dieser Posten weder Ihrer Stellung noch Ihren Fähigkeiten entspricht."

„Ich hoffe, auch dort meinem König dienen zu können," erwidert Yorck trocken.

„Es wird meine Sorge sein, Sie bei der nächsten Gelegenheit wieder zur Truppe zurückzurufen, wo Sie wichtiger sind. Kennen Sie übrigens Rußland?"

„Ich war niemals dort."

„Heute berichtet man mir, daß es in Rußland weder Wind- noch Wassermühlen gibt. Die Bauern mahlen ihr Korn auf kleinen Handmühlen, die sie natürlich beim Anmarsch unserer Truppen verstecken werden. Die Armee ist darauf nicht vorbereitet. Eine schöne Schweinerei. — Nun, ich hoffe, wir werden bald in Moskau sein, und dann wird der Zar wohl Frieden schließen. Dann aber genug vom Krieg! Genug! Genug! Es ist nur eine Stimme in der Welt: Wir haben den Krieg satt! Was gibts?" fragte er den eintretenden Adjutanten.

„Dringend!"

Der Marschall wirft das Aktenstück auf den Tisch.

„Betrifft das preußische Korps, gnädiger Herr."

„Das preußische Korps? — Verzeihen Sie einen Augenblick!" wendet Macdonald sich an Yorck.

Er durchfliegt das Schriftstück und reicht es dann seinem Gast. Es behandelt den gestrigen Vorfall. Der Oberst Clavés hat die Beschwerde dem Divisionsgeneral Grandjean übermittelt, und dieser sie an Macdonald weitergeleitet. Nach der Darstellung des Leutnants hatte der Rittmeister ihn vor versammelter Schwadron mit Gewalt bedroht. Der Oberst beantragte, daß der Rittmeister vor ein Kriegsgericht gestellt werde.

Yorck, der von dem Vorfall ebenfalls Kenntnis bekommen hatte, ohne ihm viel Bedeutung beizumessen, denn Streit wegen der Qartiere gab es alle Tage, sah mit Bestürzung, wie schlimm die Angelegenheit für den Rittmeister ausgehen konnte. Er dachte an das kriegsgerichtliche Verfahren, das einstmals gegen ihn selbst gespielt und ihm ein Jahr Festung und Kassation eingetragen hatte. Damals als junger Leutnant hatte er einem diebischen Kapitän vor versammelter Mannschaft die Ehrenbezeigung verweigert. Der große König hatte selbst das Urteil bestätigt. Sollte es dem Rittmeister ähnlich ergehen? „Ich erlaube mir zu bemerken, Herr Marschall, daß der Streitfall hier durchaus einseitig geschildert ist. Der Rittmeister von Tungeln hat seine Leute lediglich angewiesen, ihre Quartiere zu verteidigen. Das Wort Gewalt ist zuerst von dem Leutnant de Clavé gebraucht worden."

„Ihnen ist der Fall bekannt? Dann bitte ich um Ihre Darstellung."

Die Herren hatten wieder Platz genommen.

„Sind Sie überzeugt, daß die Aussage des Herrn von Tungeln auf Wahrheit beruht?"

„Dafür kann ich mich verbürgen."

Der Marschall dachte nach und begann zu schreiben.

In diesen wenigen Minuten hastet an Yorck ein erlebtes Jahrzehnt vorbei.

Nach der öden Festungshaft auf der Zitadelle von Königsberg das lustige Jahr am Statthalterhof im Haag. Schöne Frauen und Jeu, und das alte Sprichwort vom Glück in der Liebe bewährt sich . . . Die Seeschlacht an der Doggerbank. Er fährt durch Sturm und Nebel nach Amsterdam und darf den Sieg verkünden. Beifallumjubelt steht er auf der Bühne. Es ist das erstemal und wird auch wohl das letzte sein, denn er gehört nicht zu denen, welchen die Menschen zujubeln. Paris — nun ist er schon fast zum Aventurier geworden. Die letzten Louisdors hat er verspielt. Kein Mensch ahnt, wie tief er damals ins schwarze Grabloch geblickt, wie oft der Zeigefinger am Drücker gespielt hat. Und dann verkauft er sich der ostindischen Kompanie. Die zwei Jahre auf Ceylon und am Cap . . . und seine irrsinnige Leidenschaft zu der schönen Holländerin, und wie er ohnmächtig in der Kirche zusammenbricht, als die Liebste — wie er es doch verlangt hat! — ihr Ja einem andern gibt . . . Welch ein Glühen! Welche Abenteuer! Wieviel verschäumte Lebenskraft!

Und das Resultat von all dem? Ein paar Erinnerungen, gerade ausreichend, um sich einen Abend die Zeit damit zu vertreiben.

Nein, denkt er. Nein! Wenn ich das alles nicht erlebt hätte, wäre ich der nicht, der ich heute bin. Damals in der Kirche, als ich mir das Schwerste abtrotzte, hat's angefangen. Nein, früher schon. Auf der Festung. Das Urteil, das der König nicht mildern wollte, war zu hart, aber es hat auch mich hart gemacht! Schließlich muß ich doch dem großen König dankbar sein.

Und nun sitzt dieser welsche Salomo da und brütet, wie er seinem Landsmann Recht geben kann, ohne dem Rittmeister allzusehr Unrecht zu tun. Aber, ehrlich gesagt, nach einem Drückeberger und Wendehals sieht der Marschall nicht aus. Sein rundes Gesicht mit den schwarzen Glutaugen und der dreist vorspringenden, schräg abgeschnittenen Nase zeigt eine freimütige, jugendliche Herzhaftigkeit.

Yorck nimmt des Herzogs Antwort entgegen und ist fest entschlossen, keine Miene zu verziehen, wie sie auch lautet.

Der Marschall, Herzog von Tarent, hat feststellen lassen, daß der Rittmeister der preußischen Husaren, Herr von Tungeln, seine Pflicht hinreichend erfüllt hat, indem er den beiden Schwadronen der Kaiserlichen Dragoner die Hälfte seiner Quartiere angeboten hat. Dies Anerbieten wurde nicht akzeptiert. Die Drohung des preußischen Rittmeisters war lediglich die Antwort auf die Drohung des Leutnants der Kaiserlichen Dragoner, Herrn de Clavé, sich mit Gewalt der Quartiere zu bemächtigen. Veranlassung zu einem kriegsgerichtlichen Verfahren gegen den Rittmeister, Herrn von Tungeln, ist deshalb nicht gegeben. Dagegen sieht sich der Marschall genötigt, den Obersten, Herrn Laroche, zu ersuchen, seine Offiziere erneut darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich unseren preußischen Waffengefährten gegenüber der größten Höflichkeit zu befleißigen haben. Macdonald.

Yorck verzieht nicht sein Gesicht — bis auf den letzten Satz. Da kann er seine Schadenfreude nicht verbergen, und trotz seinem Sträuben muß er einem guten Gefühl für den Marschall Raum geben.

Der hat ihn heimlich beobachtet und ist mit seiner Wirkung zufrieden. Er hat sich genau über Yorck infor-

Das soll Ihre Zahnbürste schaffen?

Sie soll jeden winzigen und entlegenen Winkel Ihrer Zähne erreichen? Das wird sie nicht allein schaffen. Da muß schon Nivea-Zahnpasta helfen! Die sorgt dafür, daß jedes Eckchen gründlich und doch schonend gereinigt wird und daß Ihre Zähne weiß und gesund erhalten werden.

Sanitätsgeräte
MEDICIHAUS A.G.
Berlin NW 7, Karlstraße 31

Bank der Deutschen Arbeit A.G.

Aktienkapital und Reserven RM. 34 100 000,—

Hauptsitz: Berlin SW 19, Märkisches Ufer 26-34 / Wallstraße 61-65

Niederlassungen und Zahlstellen in allen Teilen des Reiches

Schnelle und sorgfältige Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte

Annahme von Spargeldern

Verkauf und Einlösung von KdF.-Reisesparmarken

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0338
gefördert durch Baden-Württemberg

miert und weiß, daß er die Seele des preußischen Korps ist. Der alte Grawert ist nur eine Null. Es liegt ihm viel daran, Yorck zu gewinnen. Und er ist ein großer Menschenfänger, den seine friedlichen Siege stolzer machen als die auf dem Schlachtfeld.

Er gibt das Schreiben seinem Adjutanten.

„Und nun kein Wort mehr vom Krieg!"

Die Tafel ist für zwanzig Personen gedeckt. Sehr einfach. Das Tischtuch, aus des Marschalls eigenem Besitz, scheint mehr als eine Kampagne mitgemacht zu haben. Zwei Weinflaschen stehen darauf. Großen Aufwand scheint der Herzog nicht zu treiben. Zum Beginn gibt's grünen Salat mit harten Eiern.

„Pissenlit", nennt der Marschall das Zeug. „Äußerst gesund fürs Blut."

Yorck denkt: Wenn es so gut bekäme, wie es schlecht schmecke, müßte es allerdings außerordentlich gesund sein. Er hält's für Hundeblumensalat.

Der Marschall erzählt von seinem Gut in Lothringen, wo jetzt schon die Rosen blühen.

Gott sei Dank, kommt nach dem Unkraut etwas Fleischernes auf den Tisch. Yorck hätte ein ordentliches Stück Rindfleisch lieber gehabt, aber Tauben sind auch nicht zu verachten. Junge Täubchen und frischer Spinat — ein seltener Genuß!

„Gut?" fragt der Marschall.

„Sehr gut!" erwidert Yorck.

„Nicht zu zäh?"

„Weich wie Butter."

„Und das Gemüse?"

„Delikat."

„Was essen Sie denn?"

„Tauben mit Spinat."

„Meine liebe Exzellenz," erwidert der Marschall, „meine Tante pflegte zu sagen: ein guter Koch muß aus altem Stroh eine Bouillon machen können. Und mein Koch hat aus jungen Krähen und frischen Brennesseln Tauben und Spinat bereitet. Man muß die armen Bauern schonen. Sie haben ohnehin nichts mehr zu beißen und zu brechen."

„Alle Achtung vor Ihrem Koch, Herr Marschall. Meinen gehorsamsten Respekt aber auch dem Herrn dieses Kochs!"

„Diese bestaubte Heilige ist aber echt. 1803er Romanée," sagt der Marschall und weist auf eine Flasche, die eine Ordonnanz mit zärtlicher Wichtigkeit kredenzt.

Der Marschall und sein Gast, sein Generalstabschef, Oberst Terrier, und Yorcks Adjutant, bekommen jeder ein Glas. Die anderen Herren können sehen, wie sie sich in die beiden Flaschen auf dem Tisch teilen.

Der Marschall lächelt Yorck zu, und ohne anzustoßen, indem er nur leicht das Glas erhebt, sagt er halblaut:

„Auf gute Kameradschaft!"

Wie angenehm, denkt sein Gast, daß er nicht „vive l'empereur!" ruft.

Yorck tut ihm Bescheid. Gott, ist das ein Wein! Ihm ist, als tränke er einen Schluck von Frankreichs Sonne, Frankreichs hübschen Frauen, Frankreichs Leichtsinn. Jetzt, wo sie längst vorbei sind, kann er's sich ja gestehen, diese Pariser Monate waren trotz allem eine herrliche Zeit.

Er fragt den Marschall, woher es kommt, daß er in diesen Jahren ununterbrochener Kriege das Idyll in Courcelles leben konnte. Und Macdonald erzählt ihm, wie er des alten Moreaus wegen, der in den Attentatsprozeß verwickelt war, beim Kaiser in Ungnade gefallen ist. Freunde wollten sich für ihn verwenden und eine Versöhnung mit Napoleon herbeiführen. Aber er hat sich nur allzu wohl gefühlt fern vom Kanonendonner im friedlichen Courcelles.

„Das könnte ja die Meinung hervorrufen, als wenn der Herr Marschall dem Tod aus dem Wege gegangen wären", wendet der Oberst Terrier ein. „Und doch braucht man nur an Wagram zu denken —"

„Ach, sprechen wir bloß nicht vom Krieg!" unterbricht Macdonald ihn.

„Nur diesen einen Zug!" bittet der Oberst. „Bei Wagram sind dem Herrn Herzog zwei Pferde unterm Leib erschossen worden. Er selbst wurde schwer verwundet, und doch hielt er noch dem schwersten Kartätschenfeuer stand."

Den Marschall scheint die Revolutionszeit mehr zu interessieren. Vielleicht um den Oberst, den er nicht recht ausstehen kann, ein bißchen zu ärgern, erzählt er Geschichten aus der Zeit der Schreckensherrschaft. Der Vater Terriers war unter Robespierre Polizeibeamter und hatte seinem Meister fleißig guillotinieren helfen.

„Was für eine tolle Zeit!" sagt Macdonald schließlich. „Für uns Offiziere hieß es nur: Sieg oder Guillotine! Glauben Sie mir, mein lieber General, Napoleon bedeutet für unser Land ein schweres Joch. Aber Frankreich ertrüge lieber noch zwei Napoleons als eine neue Revolution. Man mag über den Kaiser denken, wie man will, aber er ist das Genie seiner Zeit und der Mann des Schicksals. Und doch sind gerade seine aufrichtigsten Bewunderer jetzt manchmal in Sorgen um ihn, ob er sich nicht übernimmt und sein Glück herausfordert. Denn wie heißt's in „Cäsars Tod?"

Le sort peut se laisser de marcher sur mes pas,
La plus haute sagesse en est souvent trompée.
Il peut quitter César, ayant trahi Pompée.
Et . . .

Da weiß er nicht weiter, auch Terrier kann ihm nicht helfen, und ebensowenig die anderen Herren an der Tafel.

In Yorck regt sich der Übermut. Es ist wahrhaftig nicht sein Amt, schöne Verse zu Ehren des Erzfeindes aufzusagen. Aber gerade diese sind von einer so vergnüglichen Bosheit. So zitiert er denn weiter:

„Et dans les factions comme dans les combats
Du triomphe à la chute il n'est souvent q'un pas."

Aus den Glutaugen des Marschalls strahlt unverhohlenes Staunen. Woher Yorck die Verse kennt? Er muß von seiner Pariser Zeit erzählen. Vom Theater und von den schönen Schauspielerinnen.

Nach diesen Geschichten landen sie natürlich beim Krieg. Der Marschall gibt einen lustigen Spaß nach dem andern über seine Herren Kollegen zum besten.

Während den beiden Herren solcher Art die Stunden verfliegen, hat der Oberst Terrier eine ernste Unterredung mit dem Leutnant de Clavé, der am Morgen das Beschwerdeschreiben überbracht hat. Er teilt ihm Macdonalds Bescheid mit. Der verwöhnte Gardeoffizier verbeißt kaum seinen Ärger.

Um ihn zu trösten, macht Terrier ihm den Vorschlag, sich als Verbindungsoffizier zu den Preußen versetzen zu lassen. Da er gut Deutsch spricht, ist er für diesen wichtigen Posten wie geschaffen. Und vielleicht kann er bei der Gelegenheit sich revanchieren.

Clavé überlegt. Er ist eitel und ruhmsüchtig und möchte auf dem Schlachtfeld glänzen. Aber wer weiß, in dieser Stellung lassen sich vielleicht noch schneller Lorbeeren ernten. Darum nimmt er an.

Es ist später Nachmittag, als Yorck endlich aufbricht. Der Marschall begleitet seinen Gast noch hinunter.

Als Yorcks hochbeiniger Fuchs vorgeführt wird, kann er gar nicht genug Lobesworte für das schöne Tier finden, so daß Yorck, in einer edelmütigen Aufwallung, ihm den Vorschlag macht, es ihm gegen eins

Seit über 50 Jahren kauft man schon im
Armeemarinehaus
Inh. **Deutscher Offizier-Verein**
Berlin-Charlottenburg 2, Hardenbergstraße 24 . Fernspr.: 31 52 66
Uniformen u. Reitausrüstungen aus eig. Werkstätten
Naturreine Weine aus eigenem Weingut!

aus des Marschalls Stall zu überlassen. Aber davon will der Herzog nichts wissen: er sei augenblicklich mit Pferden sehr mäßig versorgt, sein Gast würde einen schlechten Tausch machen. Aber schließlich gehen sie doch in den Stall, und kurz entschlossen sucht Yorck sich einen Braunen aus. Der Herzog versicherte wieder, er müsse ein elender Roßkamm sein, wenn er diesen Handel zuließe. Dabei funkelt ihm die Lust nach dem Fuchs aus den Augen.

Als die beiden Tiere im hellen Tageslicht nebeneinander stehen und die Herren im Halbkreis um sie herum, kann der Major von Seydlitz, der auch ganz wacker vom Blut der verstaubten Heiligen geleckt hat, ein etwas unverschämtes Grinsen nicht unterdrücken.

Der Marschall fragt ihn gut gelaunt, was für einen Witz er auf der Zunge hätte?

„Keinen Witz, Herr Marschall, sondern Verse. Aus dem Homer."

Und während dem Braunen Sattel und Zaumzeug seines Vorgängers aufgelegt werden, erzählt er mit zwei Worten die Begegnung zwischen Glaukos und Diomedes, wie die beiden mitten im Kampfgetümmel entdecken, daß ihre Familien von altersher miteinander befreundet sind, wie sie die Schwerter in die Scheide stecken und zur Weihe der neugestifteten Freundschaft ihre Rüstungen gegeneinander austauschen.

„Und da" — so schließt Seydlitz seine Geschichte — „meint Homer, daß den Glaukos Zeus wohl ein bißchen benebelt haben müsse, weil er seine goldene Rüstung im Wert von hundert Rindern hergab gegen eine von Erz, die kaum zehn Rinder gekostet hatte."

Einen Augenblick sahen alle gespannt auf den Marschall. Als der herzlich über die Geschichte lachte, stimmten auch sie ein.

Ende Juni erreicht die Avantgarde des preußischen Korps die Grenze von Feindesland.

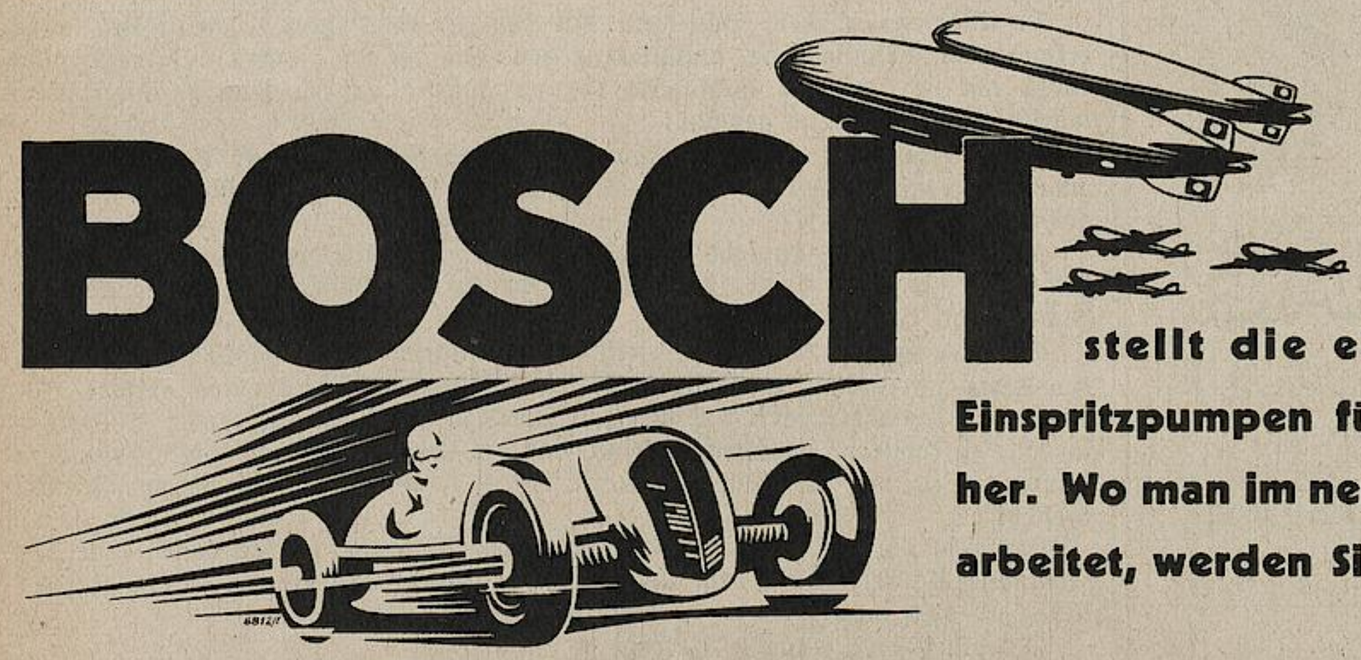
Während Yorck das Kommando über die Festung Memel übernimmt, und der Marschall selbst mit der Division Grandjean gegen Friedrichstadt und Jakobstadt abschwenkt, rücken die Preußen unter dem General Grawert weiter in Kurland ein, ohne indes etwas von einer russischen Armee gewahr zu werden. Die einzigen „Feinde", auf die sie stoßen, sind Räuberbanden aus dem benachbarten Samogitien und Horden aufrührerischer Bauern, von denen das Land gesäubert wird.

Die baltischen Edelleute leben ruhig auf ihren Gütern. Die ganze männliche Jugend ist eingezogen. Das Leben hält seinen Atem an.

Auch zu den Damen auf „Katherinenhof" sind die Gerüchte von Räuberbanden und brandschatzenden Bauern gedrungen und bieten ihnen prachtvolle Gesprächsstoffe, aber nicht die geringste Veranlassung, an irgendwelche Vorsichtsmaßregeln zu denken.

Da der Baron von Rosen im Krieg ist, führt seine unverheiratete Schwester, die Baronesse Ludmilla, das Regiment. Sie sitzt an diesem Nachmittag mit ihren beiden Nichten auf der Veranda hinter dem Herren-

tragen die LY Hochprägung



stellt die elektrische Ausrüstung und die Diesel-Einspritzpumpen für alle Kraftfahrzeug- und Flugzeugtypen her. Wo man im neuen Deutschland am technischen Fortschritt arbeitet, werden Sie immer wieder den Namen BOSCH hören

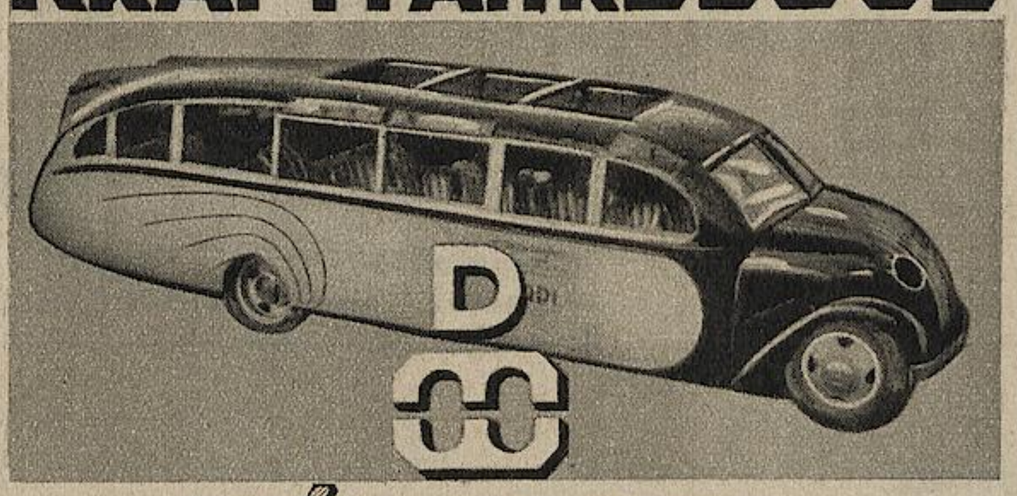
BOSCH rüstet nicht nur die siegreichen Rennwagen, nicht nur die neuen Fahrzeuge für härteste Beanspruchung, nicht nur die deutschen Flugzeuge aus - auch die Zeppeline sind vom ersten LZ1 bis zum neuen LZ129 mit BOSCH gerüstet!

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0339
gefördert durch Baden-Württemberg

DURALUMIN

DAS
LEICHTMETALL
FÜR
LUFTFAHRZEUGE

UND
KRAFTFAHRZEUGE



DÜRENER
METALLWERKE A.G.
HAUPTVERWALTUNG
BERLIN-BORSIGWALDE

haus. Alle drei sind damit beschäftigt, junge Erbsen auszumachen. Wenn die Unterhaltung schweigt, ist das leise Knacken der aufspringenden Schoten und das Rieseln der grünen Kügelchen in die Steinschüsseln das einzige Geräusch, das die Stille unterbricht.

Tante Milla hat in einem faltigen Gesicht, das ganz ohne Kinn in einen ebenso faltigen Hals verläuft, zwei unwahrscheinlich blaue Augen. Wegen ihrer schrumpligen Haut wird sie in der Familie der Bratapfel genannt, was aber nicht hindert, daß sie große Verehrung genießt und von ihren Nichten zärtlich geliebt wird.

Wera zu ihrer Linken hilft ihr am eifrigsten. Sie ist die Tochter des Obersten von Tuschkewitsch aus Riga, der sich ebenfalls im Krieg befindet. Sie ist ein dunkelhaariges, nicht hübsches, nicht häßliches Mädchen. Wenn sie munter wird, kann sie viel graziösen Scharm entwickeln. Aber es findet sich selten jemand, der sie aufmuntert. Sie scheint vom Schicksal zum braven Musterkind bestimmt.

Marlene dagegen, die junge Baronesse von Rosen, ist die geborene Prinzessin, zum mindesten, was ihre feine Haut angeht. Um die Erbsen kümmert sie sich wenig, sondern träumt unruhig vor sich hin.

Was könnte man jetzt alles anfangen! Reiten, auf die Jagd gehen. Statt dessen vertrödelt man hier die Zeit, wird alt und grau, und kein Herr läßt sich sehen. Wie brennt sie darauf, den Herren mal gründlich die Wahrheit zu sagen . . . Und ehe sie sich versieht, steht sie am Schwanenteich, stampft mit dem Atlasschuh in die nasse Erde und läßt ihren Zorn an einem schönen, stolzen Offizier von der Petersburger Garde aus. „Was fällt Ihnen ein, mich zu küssen? Sie sind wohl betrunken? Oder bilden sie sich etwa ein, Sie könnten, weil Sie in den Krieg ziehen, sich alles erlauben?" Der stolze Offizier wird zusehends kleiner.

In Wirklichkeit spielte sich die Geschichte so ab:

Es war im Mai, noch hatte der Krieg nicht begonnen, da gaben die Rosens zu Ehren des ausrückenden Gutsherrn ein Abschiedsfest. Hoch ging es her, wenn auch nicht so lustig wie sonst. Besonders Marlene fühlte sich von verpflichtender Feierlichkeit beengt, wegen des ernsten Anlasses des Festes und weil sie zum erstenmal ein Schleppkleid trug. Aber trotz allem Ernst: Tanz und kindliche Spiele und Holunderwein gab es doch. Und als der Mond aufging, strömte das junge Volk in den Park. Marlene am Arm des Vetters Pahlen, ihres vergötterten Helden. Schweigend gingen sie durch verschlungene Wege, bis er plötzlich ins hohe Gras abschwenkte und die Willenlose an den dunklen Teich führte.

„Marlene, was ist das Leben für ein Unsinn, daß man das Schönste erst findet in dem Augenblick, wo man es verlieren muß! Wer hätte geglaubt, daß du Grasaffe solch ein Wunder Gottes würdest. Wenn ich nicht — — Sag mir, Marlene — — Ach, sag mir nichts. Küß mich!" Anfangs ist sie so erschrocken, daß sie die Lippen fest zusammenpreßt. Aber im rechten Augenblick gibt er sie frei, und nun hört sie an ihrem Ohr die warme, zärtliche Flüsterstimme, zu der die Nachtigallen die betörendste Begleitung schluchzen. Sie beginnt die Liebkosung seiner Lippen ganz leise zu erwidern. Da vernimmt sie Stimmen. Heimlich schleichen sie ins Haus zurück.

Die nächsten Tage vergingen wie im Traum. Immer ungeduldiger wartete sie auf einen Brief. Endlich fuhr sie nach Riga und besuchte ihre Tante. Ihr Sohn befand sich noch in Petersburg, es ging ihm gut, er machte viele Gesellschaften mit. Da stürzt ihr Herz wie eine im Flug getroffene Taube aus seinen Höhen und zuckt in Schmerz und Scham. Aber weil sie den schönen Offizier mehr bewundert als wirklich geliebt hat, ist vor allem ihre Eigenliebe verletzt. Sie verzehrt sich in brennendem Zorn. Doch aller Zorn hindert nicht, daß sie im Geist noch oftmals die alte Stelle aufsucht und die spitzen Flammen seiner Küsse fühlt, die sie bis in ihre Fußsohlen durchdringen. Und dann brennt sie in Zorn und Scham über sich selbst.

Da horcht Marlene auf. „Bleibt ganz ruhig sitzen. Durch die Blumen können sie euch nicht sehen. Es sollte mich nicht wundern, wenn das der „Bonaparte" mit seiner Bande wäre", flüsterte sie.

Durch den engen Gang, der zwischen dem Spritzenhaus und dem Kuhstall vom Hof in den Gemüsegarten führt, kommen im Gänsemarsch eine Anzahl Bauern angeschlichen. Außer einem, der ein Gewehr umgehängt hat, tragen sie Picken und Sensen auf der Schulter. Einige haben rote Köpfe und böse, betrunkene Augen, aber die meisten machen einen unsicheren Eindruck, und die Letten mit ihren runden, flachen Gesichtern glotzen geradezu verdutzt auf das Herrenhaus. Ein junger Bursche beginnt aus Leibeskräften die Gesindeglocke zu läuten, worauf die Tür vom Kuhstall sich öffnet, und die Magd, Trining, mit einem vollen Eimer hervorkommt.

Einer der Bauern stürzt sich gleich auf sie, um ihr den Eimer zu entreißen; Trining aber, die Arme wie Preßwürste und Hände wie Pumpenschwengel hat, nimmt ihn beim Kragen und befördert ihn auf den Misthaufen.

Während der Bursche weiter die Glocke schwingt und schreit, daß sich alle sofort versammeln sollen, oder es flöge der rote Hahn aufs Dach, holt einer der Letten einen Holzbecher aus seinem Hemd hervor und tut sich an der Milch gütlich.

Da Marlene in dem Bäuerlein mit dem Gewehr ihren ehemaligen Knecht erkannt hat, beschließt sie, hinunterzugehen. Sie ist ein bißchen aufgeregt, aber Angst hat sie eigentlich nicht. Sie ist von Jugend auf zu sehr an die Unterwürfigkeit der Bauern gewöhnt.

Aber kaum ist sie unten angekommen, als ein halbes Dutzend Bauern sie umringen und mit ihren betrunkenen Stimmen auf sie einschreien. Marlene hält sich die Ohren zu.

„Hundert Rubel! Tausend Rubel! Neue Schuhe! Kleider! Die Jagdgewehre! Alles Geld, was im Hause ist! Und was ihr auf der Bank habt! Hunderttausend Rubel! Und Wodka!"

So schreien die Bauern auf lettisch und russisch durcheinander, bis Trining den Kreis zerteilt und mit derben Püffen die Umstehenden auseinanderjagt. Wie können sie sich unterstehen, mit ihrem schmierigen Atem dem goldenen Mütterchen so nahe zu kommen! Glauben sie denn, daß die hohe Herrin von ihrem ordinären Grunzen auch nur ein Wort versteht? Die ist so vornehm, daß sie nur Deutsch versteht.

Da heißt es, daß „Bonaparte" heran soll. Während es still wird, tritt das zerlumpte Bäuerlein mit dem umgehängten Gewehr in den Kreis, nimmt seine Mütze ab und lächelt etwas verlegen zu Marlene hinauf.

„Du bist der „Bonaparte"?" fragt sie enttäuscht.

„Die andern nennen mich so."

„Ich hatte ihn mir ganz anders vorgestellt. Ich dachte, als Hauptmann trüge er wenigstens eine Hahnenfeder an der Mütze."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0340

gefördert durch
Baden-Württemberg

„Ich habe ein Gewehr. Darum haben sie mich zum Hauptmann gewählt. Baroneßchen wissen ja, daß ich schießen kann."

„Im Gegenteil! Früher hast du geschworen, du hättest nie ein Gewehr in der Hand gehabt. Alter Wilddieb! Und nun bist du also Räuberhauptmann geworden?"

„Kein Räuberhauptmann, sondern der Anführer der aufständischen Bauernschaft Kurlands, Livlands und Estlands. Sie wissen doch, daß in der ganzen Welt Revolution herrscht. Endlich gibt es jetzt Gerechtigkeit."

„Ach du meine Güte! Da seid ihr aber zu spät aufgestanden. Die Revolution ist längst vorbei. Ich fürchte, morgen werden die Preußen kommen und euch alle aufhängen."

„Nicht die Preußen kommen, sondern die Franzosen. Und die sind für uns. Bei ihnen heißt's: Krieg den Palästen und Friede den Hütten!"

„Du wirst Augen machen! Aber was wollt ihr bei uns?"

„Es hilft nichts, Baroneßchen. Ein bißchen werden Sie schon herausrücken müssen. So vielleicht hundert Rubelchen."

„Schafskopf!" erwidert sie nur.

„Ja", sagt Akim achselzuckend, „wo was zu holen ist, da gibt's auch gleich eine Menge Gesinde mit Schießprügeln, und man zieht mit blutigen Köpfen ab. Da muß man sich eben anderswo umsehen. Ein paar Rubelchen werden Baroneßchen schon haben. Im Schreibtisch vom Herrn Baron liegt immer eine ganze Rolle."

Da liegen zufällig nur ein paar Kopeken, denkt Marlene vergnügt. Sie macht Akim den Vorschlag, seinen Leuten zu essen und ein paar alte Kleider zu geben. Dann müssen sie aber auch versprechen, sich manierlich zu verhalten.

Doch Akim glaubt, auf ein paar Rubel bestehen zu müssen. Ohne die würden sie nicht abziehen.

„Nun, wir werden sehen. Sprich erst mal mit deinen Leuten. Im Zimmer werden wir dann weiter verhandeln."

Einige Mutige haben versucht, in den Kuhstall einzudringen, dessen Tür aber von Trining mit der Mistgabel bewacht wird. So ziehen sie vor, sich mit den andern über die Milch herzumachen. Schon ist der Eimer beinahe leergetrunken.

Trining läßt sich halb mit Verachtung, halb mit Wohlgefallen die bewundernden Blicke der Bauern gefallen. Was ist das für ein armseliges Pack, denkt sie. Da ist nicht einer drunter, den ich nicht über die Schulter auf den Misthaufen würfe. Da aber einige fortfahren, mit ihr schön zu tun, erweicht sich ihr Herz, und es entspinnt sich eine zuerst etwas spitzige, aber dann ganz freundliche Unterhaltung.

Unterdes bittet Marlene ihre Tante, alte Kleidungsstücke hervorzusuchen. Dann geht sie mit Akim in ihres Bruders Zimmer und zeigt ihm nicht ohne Genugtuung den Inhalt der Kassette im Schreibtisch. 30 Kopeken — die kann er haben.

Akim ist ehrlich bestürzt. Damit wird er seine Leute nicht vom Hof bekommen. Marlene überlegt. Sie hat noch ein paar Silberrubel in ihrer Sparbüchse, Andenken aus der Kinderzeit. Sie geht in ihr Zimmer und kommt mit fünf Rubeln zurück. Damit muß er zufrieden sein.

Akim bedankt sich, sichtlich erleichtert. Er ist sehr zufrieden, er weiß ja, daß der gnädige Herr nicht zu den Reichen gehört.

Während Marlene sich noch erzählen läßt, warum die Bauern so durchs Land streunen, erhebt sich plötzlich draußen ein großes Geschrei. Als die beiden ans Fenster stürzen, sehen sie gerade noch, wie die letzten Nachzügler in dem schmalen Gang, der zum Garten führt, verschwinden.

„Die Franzosen!" sagt Akim.

„Nein, das sind Preußen. Mach nur schnell, daß du fortkommst."

Schon hat er sein Gewehr umgehängt und poltert die Treppe hinunter.

Als aber Marlene ein paar Minuten später auf den Hof kommt, sieht sie, daß einer der Soldaten den Unglücklichen am Kragen gepackt hat und seine Taschen durchsucht.

Die ganze Truppenmacht, vor der die aufständischen Bauern ausgerissen sind, besteht aus zwei Offizieren und ihren beiden Burschen. Der eine Offizier, ein preußischer Jäger, stellt sich Marlene als Leutnant von Heydebrandt und seinen Kameraden als Leutnant de Clavé vor. Sie scheinen ja gerade zur rechten Zeit gekommen zu sein, um den Hof von einem unerwünschten Besuch zu säubern. Der Kerl da gehört doch wohl zu der Bande?

Marlene kann es nicht leugnen.

„Und die fünf Rubel hat er hier geräubert?"

„Ich habe sie ihm gegeben."

„Darf ich Sie bitten, sie wiederzunehmen, Baronesse?"

Marlene nimmt das Geld zurück und bittet die Herren, einen Augenblick einzutreten. Ihre Tante wird sich sehr freuen, sie in Abwesenheit ihres Vaters zu begrüßen.

Die Herren verbeugen sich höflich. Im Begriff, Marlene ins Haus zu folgen, sagt der Jägerleutnant über seine Schulter weg zu dem Soldaten, der den Gefangenen am Arm hält:

„Den Kerl stellst du am besten gleich an die Wand."

Marlene fährt zusammen.

„Heißt das, daß er erschossen werden soll?"

„Mit Plünderern machen wir kurzen Prozeß."

„Er hat nicht geplündert. Im Gegenteil!"

„Und woher hat er die fünf Rubel?"

„Die habe ich ihm geschenkt."

„Doch wohl nicht freiwillig."

Ganz blaß vor Schreck ist Marlene die drei Stufen hinuntergeeilt und stellt sich vor ihren Schützling.

„Das lasse ich nicht zu. Er ist noch der Anständigste von allen. Ich bitte Sie, Herr Leutnant, lassen Sie ihn frei."

„Ich bedauere sehr, aber ich habe strengen Befehl —"

„Was Befehl!" mischt Clavé sich ein. „Der Wunsch einer schönen Dame ist hier Befehl. Geben Sie dem Kerl einen Tritt und lassen Sie ihn laufen."

„Leider unmöglich. Aber wenn Baronesse sich für ihn einsetzen, werde ich ihn mit ins Lager nehmen."

„Um ihn da erschießen zu lassen?"

„Jedenfalls nicht ohne vorheriges Verhör. Es geht alles mit rechten Dingen zu bei den Preußen."

„Mein Gott! Welche Pedanterie!" spottet Clavé.

Marlene wirft Akim, der in der Hand des strammen Jägers noch magerer und kümmerlicher aussieht, aber tapfer die Zähne zusammenbeißt, einen ermutigenden Blick zu und bittet die Herren, ihr ins Haus zu folgen.

Tante Milla ist zwar ein großes Kind, aber wenn's drauf ankommt, hat sie die Allüren einer großen Dame.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0341
gefördert durch Baden-Württemberg

Für den Vertrieb in der Wehrmacht freigegeben!

Hervorragender

10-Farben-Kunstdruck

wirkt wie ein Originalgemälde. Das Original wurde mehrfach mit Preisen ausgezeichnet.

Größe 80 x 64 cm. Preis RM. 12,50.

Dieses Bild, gleich gerahmt in massiv Eiche oder erstklassigem Goldrahmen, von RM. 19,50 an.

Ein Schmuck in jedem Raum!

Für Wehrmacht, Behörden und Private.

Verlangen Sie Prospekt.

Zu beziehen durch den Kunsthandel oder vom Alleinverleger

Sturm-Plakat-Verlag

Berlin W 30, Motzstraße 38

Dank ihrer Unbefangenheit kommt die Unterhaltung rasch in Gang. Marlene bekämpft nach Kräften ihre Verstimmung. Anfangs beschäftigt sie sich nur mit dem Leutnant Clavé, der sie mit Komplimenten überschüttet, sie durch seine Arroganz aber gleichzeitig ärgert. Wenn Leutnant von Heydebrandt eine Frage an sie richtet, sprüht ihr Blick gleich von sprödem Hochmut. Sie gibt sich alle Mühe, ihn roh und abscheulich zu finden, doch will es ihr nicht ganz gelingen. Die rauhe Strenge des Kriegers liegt nur wie eine oberflächliche Prägung auf seinen noch jünglingshaft unschuldigen Zügen.

Wera beschränkt sich darauf, Tee einzuschenken und Tante Millas Aniskuchen zu präsentieren. Da diese beim zweiten Herumreichen keinen rechten Absatz finden, erklärt Marlene, die Gäste hätten offenbar wie die baltischen Herren die Gewohnheit einer etwas solideren Vesper. Sie geht, das Nötige zu besorgen.

Aber vorher sieht sie sich auf dem Hof nach dem armen Akim um. Seine Wächter haben es sich auf einer Bank bequem gemacht und rauchen ihre Tabakspfeifen. Der Gefangene steht in Armesünderhaltung vor ihnen. Damit er nicht weglaufen kann, haben sie ihm einen Strick ums Bein gebunden.

„Euer Leutnant läßt euch sagen", wendet Marlene sich an die beiden, die aufgesprungen sind und Honneurs machen, „ihr sollt in die Gesindestube kommen, damit Trining euch ein bißchen was vorsetzen kann. Euren Gefangenen braucht ihr nicht mitzunehmen. Den sperrt ihr am besten im Spritzenhaus ein."

Sie bemüht sich, das rostige Schloß aufzuschließen, und einer der Jäger ist ihr dienstbeflissen dabei behilflich. Dann schubsen sie den Gefangenen in den halbdunklen Raum und fesseln ihn an den Wagen, auf dem sich ein ungeheures Wasserfaß befindet.

„Das ist recht. Man kann nicht vorsichtig genug sein. Habt ihr ihn auch tüchtig festgebunden?" fragte sie und geht, um sich selbst zu überzeugen, hinein. „Da hast du ein Messer. Wo die Dachluke ist, weißt du ja", flüstert sie auf russisch Akim zu. „Der kann euch nicht entwischen. Nun schließt noch gut zu. Den Schlüssel könnt ihr mir geben."

In der Gesindestube empfiehlt sie die beiden der Fürsorge Trinings, die sie recht wohlwollend betrachtet. Dann macht sie feine Brötchen für ihre Gäste zurecht und stellt ein kleines Sortiment von Schnäpsen zusammen.

Nun sie ihren Gefangenen in Sicherheit weiß, kostet es sie keine Mühe mehr, auch gegen Heydebrandt liebenswürdig zu sein. Sie fühlt ein kleines Prickeln ängstlicher Neugier, wie die Sache wohl ablaufen wird.

Während sie sich bald mit ihm, bald mit Clavé unterhält, ertappt sie sich auf dem Gedanken, ob einer der beiden wohl wagen würde, sie zu küssen. Beim Leutnant de Clavé ist sie sofort davon überzeugt und fühlt es auch schon in ihrer Hand zucken. Seinem Kameraden ist sie eher geneigt, ein Tugendzeugnis auszustellen, obwohl —. Jetzt trifft sie sein weicher Blick, und sie denkt verwirrt: er wird's nicht versuchen, wenn aber doch — —?

Unter dem Vorwand, ihm die Ahnenbilder zu zeigen, gelingt es ihr, Heydebrandt in den „Saal" zu bugsieren. Kaum ist er mit ihr allein, als er sie mit bedrängter Stimme fragt:

„Hoffentlich sind Sie mir nicht böse. Aber ich konnte wirklich nicht anders. Es ist nun einmal strenger Befehl, Plünderer zu füsilieren."

„Ich bin Ihnen gar nicht böse", erwidert sie mit freundlicher Stimme. „Hoffentlich sind Sie's auch mir nicht."

„Warum?"

Leuchtfeuer

für die Luft- und Seefahrt

Ferner:

Vollständige Gaswerke jeder Art • Anlagen zur Erzeugung und Einrichtungen zur Verwendung von Flüssiggas • Verarbeitungsanlagen für die Erdöl- und Teerindustrie • Beleuchtungs- und Heizungseinrichtungen für Eisenbahnwagen • Unterwasser- und Nebel-Schallanlagen • Überweg-Warnsignale • Apparate und Einrichtungen für die chem. und die Kabelindustrie • Schweißarbeiten • Glühlampen • Metalldampflampen • Motorenöle

PINTSCH

JULIUS PINTSCH KOMMANDITGESELLSCHAFT / BERLIN O 27

Schüler Motoren A. G.

Zylinder- und Kurbelwellen-Schleiferei

Kolben aller Art

BERLIN NW 21
Alt-Moabit 91-92
Tel. Tiergarten C 9 5331

SCHNEIDEMÜHL
Berliner Straße 33
Telefon 2535

HAMBURG 13
Grindelallee 43
Telefon 440855

BOMBE

die Randfeuerpatrone des anspruchsvollen Sportschützen mit dem rost-u. erosionsfreien

NICORRO Zündsatz!

BOMBE

das gute DWM Fabrikat!

Deutsche Waffen- u. Munitionsfabriken A.-G.
Werk Karlsruhe i. B.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0342

gefördert durch
Baden-Württemberg

„Weil ich Ihren Gefangenen habe entwischen lassen."

Er fährt auf, als wollte er gleich zur Tür hinaus.

„Halt!" ruft sie leise. „Er ist ja schon über alle Berge."

Mit ein paar Worten erzählt sie ihm den Hergang, und während sein Gesicht sich immer mehr verfinstert, fügt sie keck hinzu:

„Von Rechts wegen müßten Sie mir dankbar sein, denn es kann doch kein angenehmes Gefühl sein, ein armes, verführtes Bäuerlein erschießen zu lassen."

„Hoffentlich haben Sie Ihre Tat nicht zu bereuen."

Ihre Augen gießen sanftes Öl auf seine gekrauste Stirn.

„Nun sind Sie doch böse!"

Er schüttelt nur den Kopf. Täuschen ihn seine ausgehungerten Augen oder ist dieses Mädchen wirklich so schön? Er glaubt niemals etwas Entzückenderes gesehen zu haben als diese feingeschnittenen Züge mit der zarten Haut und den klaren Augen unter den sanft geschwungenen Brauen. Und ihr Mund, dieser kindliche und doch so kluge, stolze, und im Schweigen so beredte Mund — am liebsten würde er immer hier stehenbleiben und sein wechselndes Spiel beobachten, wie man den süßen Gesang eines Vogels belauscht.

Aber er reißt sich zusammen. Zum Teufel, er ist Offizier. Es ist Krieg. Er hat Pflichten.

So drängt er auf einmal zum Aufbruch. Sie wollen doch noch den Kirchturm besteigen, um einen Überblick über das Gelände zu gewinnen.

Aber sein Kamerad hat's nicht so eilig und macht schließlich den Vorschlag, die jungen Damen möchten sie zur Kirche begleiten. Tante Milla gibt die Erlaubnis.

Marlene und Heydebrandt betreten den Turm zuerst. Er will auf der Treppe vorangehn, aber sie meint übermütig, sie würde ihn bald überholen.

„Oho! Das käme noch drauf an."

„Wollen wir wetten?"

„Top! Gib einer von euch uns das Zeichen."

Clavé zählt bis drei. Schon ist Heydebrandt, gleich zwei Stufen auf einmal nehmend, vorangestürmt, während Marlene ihm auf der Innenseite der Wendeltreppe folgt.

„Die sind uns davongelaufen", lacht Clavé und stemmt die Hände in die Hüften. „Ich glaube, wir tun ihnen gar keinen Gefallen, wenn wir ihnen allzu schnell folgen."

Während seine bis dahin hochmütige Miene einen teilnahmsvollen Ausdruck annimmt, sagt er plötzlich, als wenn er einer längst gewonnenen Überzeugung Ausdruck gäbe:

„Sie müssen doch französisches Blut in den Adern haben, mein Fräulein."

Aha, ein Anfänger! Das ist bestimmt das Urteil, wenn man — statt sauber rasiert — „geschunden" zum Dienst kommt. Vorm Einseifen die euzerithaltige Nivea-Creme benutzen, lieber Freund! Das macht Ihre Haut glatt und läßt die Klinge weich dahingleiten.

„In der Familie meiner Mutter kommt ein Fräulein d'Etraille vor, eine Hugenottin."

„Der müssen Sie ähnlich sehen. Nie habe ich sonst Ihren Typ getroffen in diesem Land, wo es nur schwarzes Brot und blonde Frauen gibt. Sie können sich doch unmöglich hier wohl fühlen. Leiden Sie nicht an Heimweh?"

Ist das Heimweh, dies Gefühl der Einsamkeit und Zurücksetzung? fragt Wera sich.

„Wie glücklich bin ich, Ihnen hier zu begegnen", fährt Clavé mit einer Stimme voll flüssigem Wohllaut fort. „Es ist, als wenn das schöne Frankreich mir aus der Ferne einen Gruß schickte. Ich fühlte mich in ein ödes Barbarenland verschlagen, und vor mir steht der Genius meiner Heimat."

„Wollen Sie, bitte, vorangehen", sagt Wera mit beklommener Stimme. Ihr Herz hämmert. Ihr Kopf ist in Aufruhr.

Als das Dunkel der Wände sie umfängt, glaubt sie einen Augenblick die Berührung seiner Hand in ihrem Nacken zu spüren. Etwas fleht in ihr, das zarte Geschenk seiner Worte nicht durch eine brutale Liebkosung zu zerstören, und doch erschauert sie im Vorgefühl seines Kusses. Aber die Täuschung vergeht. Langsam steigt sie weiter, ohne daß ihr schwerer Herzgang sich beruhigt.

Fritz von Heydebrandt glaubt schon einen unerreichbaren Vorsprung gewonnen zu haben, als er in der Dunkelheit ausrutscht. Unter sich hört er flinkes, leichtfüßiges Trappeln. Es ist ein lästiges Klimmen auf den löcherigen Stufen. Als es nach einer letzten Wendung hell wird, sieht er im Glockengestühl die lachende Marlene vor sich.

„Ich habe doch die schnelleren Beine."

„Und das bessere Herz."

„Sagen wir, das kühlere."

„Nein!" widerspricht er. „Niemals ist das kühlere Herz auch das bessere. Und Sie haben ein edles feuriges Herz."

Sie lacht ein bißchen. Mit welcher stürmischen Überzeugung er das sagt!

Voller Entzücken betrachtet er das Bild, das sich ihm durch das Turmfenster bietet. Soweit das Auge reicht, Wälder in mannigfachem Grün: dunkle Kiefernforste, bräunlich grüne Eichen und Ahorne und helle Birken. Aber alle breitet sich das Abendsonnenlicht, als wollte das scheidende Gestirn sein goldenes Strahlengefieder in den warmen Schoß dieser Wälder versenken.

„Wie schön! So friedlich und doch voll feurigem Glanz. Und" — sein gebräuntes Gesicht errötet jetzt auch wie von der Sonne beschienen — „der Seele dieser Landschaft gleicht Ihr Herz."

„Dann ist es aber sehr wechselnd. Sie müßten unsere Wälder nur in Sturmnächten sehen oder an Nebeltagen oder im Winterfrost.

„Olala", sagt Leutnant de Clavé, kaum, daß er einen Blick durch die Fensteröffnung getan hat. „Das ist aber kein Anblick für ein Soldatenherz. Lauter Wald! Wo kann man denn da eine größere Truppenmacht aufmarschieren lassen?"

„Sie tun so, als wären Sie nur gekommen, um möglichst viele Russen umzubringen", spottet Marlene.

„Das sind wir auch. Wir wollen sie besiegen, um den russischen Damen Gelegenheit zu geben, uns zu besiegen."

„Damit werden Sie den russischen Frauen aber keine Freude machen, denn die trauern doch um ihre Männer."

„Sie werden nicht immer trauern."

„Ehe sie sich trösten, sind Sie längst weitergezogen."

„Wir werden bis zum Winter bleiben, um Riga zu belagern."

„Und hoffentlich wehrt es sich recht tapfer, damit wir desto länger bleiben können", fügt Heydebrandt hinzu.

„Ach, trau' einer den Soldaten!"

So scherzen sie noch eine Weile, und beide Herren bemühen sich nur um Marlene. Wera fühlt sich ausgeschaltet. Was soll sie denken? Eben hat Leutnant de Clavé ihr beinah eine Liebeserklärung gemacht, jetzt scheint er sie überhaupt nicht mehr zu bemerken.

Die beiden erklären sich mit dem Resultat ihres Erkundungsrittes sehr zufrieden und versprechen bald wieder zu kommen. Als sie aufbrechen, stellt es sich heraus, daß der Gefangene verschwunden ist. Clavé wundert sich, daß sein Kamerad so wenig Aufhebens davon macht. Er benutzt das Hinundhergerede, um sich eilig von Wera zu verabschieden, indem er ihre Hand gegen sein Herz drückt und haucht: „Ich liebe Sie".

Die beiden kommen schon am nächsten Tag wieder und am übernächsten auch. Sie finden immer neue Vorwände.

Manchmal bringen sie auch Kameraden mit. Von den Nachbargütern kommen Freundinnen der Kusinen zu Besuch. Dann wird mit verteilten Rollen vorgelesen. Literatur ist ja die Leidenschaft dieser Generation.

Für alle anderen lassen diese Freuden sich so heiter und sorglos an. Aber Heydebrandt denkt oft, im ärgsten Schlachtgetümmel könne es nicht wilder zugehen als in seinem Herzen. O, Marlene hatte sehr recht getan, als sie den Vergleich mit der goldenen Wipfelruhe des abendlichen Waldes ablehnte. Das Meer ist ihr Element! Wie das Meer ist die Farbe ihrer Augen, wie das Meer ihr Temperament.

Jetzt ist sie so still und heiter, hört hingegeben zu, der Himmel spiegelt sich in ihrem Blick — und plötzlich springt ein kalter Wind auf, sie sagt etwas tief Verletzendes, er schweigt, kann einfach kein Wort herausbringen und hat das Vergnügen, bockig und langweilig genannt zu werden, bis er losbricht, und dann ist der schönste Streit im Gange. Er nennt sie kalt und herzlos, eine Kokette. Sie spottet, ob sie gleich Feuer und Flamme sein soll, weil ein Leutnant ihr den Hof macht? Der zieht dann weiter und tut morgen mit einer anderen schön, und sie kann mit ihrem flammenden Herzen der Tante als Nachtlampe dienen.

O Gott, wie kann sie ihn nur mit anderen vergleichen! Sie muß doch spüren, wie ernst es ihm ist, wie ihn die Liebe —

„Ach tralala", meint sie, „Soldatenliebe!"

Sie sitzen in der Buchenlaube, die sie gar nicht besonders schätzt, wegen der Nähe des Schwanenteiches.

„Wir wollen von was Vernünftigem sprechen", schlägt sie vor.

„Was nennen Sie vernünftig?"

„Alles mögliche — tausend Dinge — nur nicht gerade das, wovon Sie neulich — Sie wissen schon."

Er schwört, daß er nicht ahnt, worauf sie anspielt, obwohl er es nur allzu deutlich weiß.

„Um so besser!"

„Meinen Sie — den — Kuß?"

„Pfui!"

„Ist denn ein Kuß etwas so Furchtbares?"

„Widerlich!"

Und sie fährt dabei wahrhaftig zusammen, als wenn eine Schlange sie gestochen hätte.

Ein Rätsel! Ein Rätsel! Man darf den Arm um sie schlingen, man darf sich an sie schmiegen und sie Marlene nennen, aber ein Kuß — da überschlägt sie sich. Und doch wäre gerade ein Kuß die beste, einzige

FERODO

Hervorragende Bremswirkung!
Hohe Verschleißfestigkeit!

Bremsmaterial

Montagefertige Beläge für alle Kraftfahrzeuge der Wehrmacht.

Deutsche Ferodo-Gesellschaft
Töpken & Co.
Berlin-Marlendorf

Medizin für sein verwundetes, verdurstetes, fieberndes Herz.

Er seufzt.

„Ich könnte ja auf alles verzichten — wenn ich nur wüßte — Marlene, nicht wahr, Sie lieben keinen anderen?"

Die schwache Röte, die ihre Wangen überfliegt, wird zur rasenden Feuersbrunst in seiner Brust.

„Ich weiß nicht", haucht sie. „Aber doch nicht so, wie Sie denken", fügt sie bestürzt hinzu. Er wagt nicht weiter zu fragen. Wenn sie den Namen nennte — den einen — bewußten —. Er knirscht auf beängstigende Weise mit den Zähnen.

Olympia

DIE BEWÄHRTE BÜROSCHREIBMASCHINE
Verlangen Sie unverbindlich Prospekte oder noch besser Vorführung durch die
OLYMPIA BÜROMASCHINENWERKE A.G., ERFURT

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0343

gefördert durch
Baden-Württemberg

ÜBER 90 JAHRE! Älteste deutsche Cigarettenfabrik Gegr. 1845
G. A. Hirsch GMBH Cigarettenfabrik
BERLIN W 8 UNTER DEN LINDEN 41
Für Offiziersheime besondere Bedingungen!
VERKAUF NUR DIREKT AN VERBRAUCHER / VERSAND NACH ALLEN ORTEN / ILLUSTRIERTE PREISLISTE AUF WUNSCH KOSTENLOS UND PORTOFREI!

Ja, zwischen ihm und de Clavé besteht, in gesteigertem Maß, das gleiche Verhältnis wie zwischen den Preußen und Welschen überhaupt: sie nennen sich Kameraden und Bundesgenossen und möchten lieber heute als morgen miteinander raufen.

Wie kann Marlene an diesem faden Gecken nur Gefallen finden? Oh, sie findet ihn gar nicht fade, ein bißchen eingebildet wohl, aber sehr interessant und stets von chevalieresker Höflichkeit.

Heydebrandt verzehrt sich vor Eifersucht, wenn er die beiden heimlich beobachtet. Und es ist noch schlimmer, wenn er sie zusammen weiß und sie nicht beobachten kann.

Ein Glück, daß die Russen diesem Zustand ein Ende machen, indem sie sich endlich den Preußen stellen. Bei Eckau kommt es zu einem heftigen Gefecht, in dem die Truppen des Generals Grawert einen schönen Sieg davontragen.

Im Nu hat die etwas flaue Stimmung bei den Preußen stürmischer Kampffreudigkeit Platz gemacht. Am liebsten möchten sie ohne Aufenthalt den Feind weiter verfolgen und Riga im Handstreich nehmen.

Aber der alte Grawert ist ein vorsichtiger Herr, seine Losung heißt: immer langsam voran wie die Raupe, die erst das Hinterteil nachzieht, ehe sie den Kopf von neuem vorstreckt.

Nach einigen Tagen herrscht schon wieder Ruhe, und auf Katherinenhof beginnt das alte Spiel.

Dort gibt es noch jemand anders, der an Eifersucht leidet, und wohl mit mehr Recht. Das Benehmen Clavés Wera gegenüber ist eine dauernde Kränkung. Er umwirbt sie, wenn er mit ihr allein ist, um sie in Marlenes Gegenwart zu übersehen. Als er wieder den Feurigen spielen will, erklärt sie ihm rund heraus, er möge seine Komplimente gefälligst für die aufsparen, für die sie eigentlich bestimmt seien.

Da lacht er sie aus.

„Mademoiselle, Sie beweisen nur, daß Sie die Pariser Sitten nicht kennen. Sonst wüßten Sie, was ein Paravent ist. Ich meine, ein zweibeiniger Paravent. Ich mache Ihrer Kusine nur den Hof, um den Verdacht von Ihnen abzulenken. Ihre Kusine überhäufe ich mit Komplimenten, Sie möchte ich mit Zärtlichkeiten überschütten. Ich denke Tag und Nacht an Ihre schwarzen Augen. Ich muß Sie allein sehen. Ich muß Sie in den Armen halten und Ihren reizenden Mund küssen. Kommen Sie heute nacht in den Park. Ich werde pünktlich um Mitternacht am Schwanenteich sein."

„Sie sind wohl wahnsinnig!"

„Vollständig. Und Sie haben mich dazu gemacht."

Was beim erstenmal einfach wie Wahnsinn klingt, wird bei der Wiederholung eine Dreistigkeit und beim drittenmal eine ernsthafte Verführung. Es vergehen kaum zwei Wochen, da gibt Wera nach.

Eines Morgens befindet sich der Rittmeister von Tungeln auf einem Erkundungsritt. Die Straße führt durch dichten Sumpfwald. Es herrscht der schönste Sonnenschein. Kühle würzige Luft umspielt die strenge Ausdünstung der Pferde.

Die Husaren schielen lüstern nach dem Wald, in dessen dunklem Dickicht sie Elche und Schwarzwild wittern. Sie sind alle passionierte Jäger und spitzen sich auf das abendliche Biwak.

Da meldet eine vorausgeschickte Patrouille, daß ein Trupp Kosaken in Anmarsch ist. Sofort erhebt sich der Rittmeister in seinen Steigbügeln und hält die Rechte hoch, um sie dann auf den Mund zu legen. Den heransprengenden Leutnants gibt er flüsternd den Befehl, sie sollen den ersten Zug ausschwärmen und sich im Wald verbergen lassen, ohne einen Schuß zu tun, sollen sie den Feind erwarten und erst mit dem Feuer beginnen, wenn das Signal gegeben wird. Der andere Zug soll, einige hundert Schritt rückwärts versteckt, den flüchtenden Feind mit einer Salve empfangen, so daß man die Eingeschlossenen zu Gefangenen machen kann.

Die Pferde setzen über die mit brakigem Wasser gefüllten Gräben und verschwinden hinter den langen undurchsichtigen Schleppen der Fichten. Nach einiger Zeit hören die Aufgeregten in ihrem grünen Dunkel Gesang: die helle, langgezogene Stimme des Vorsängers schwebt sehnsüchtig auf und nieder und wird sanft aufgefangen vom dunkel klagenden Chor.

Man denkt an die Liebste, die Eltern zu Hause . . . das Herz kann einem weich werden dabei.

Höchste Zeit, daß die Schar sichtbar wird. Da schwenken die langen Lanzen wie ein windbewegter Schilfwald heran, unruhige Pferdeleiber drängen, Wiehern wird laut. Die Tiere scheinen die Gefahr eher zu wittern als die Menschen.

Jetzt gellt die Trompete. Die Salve kracht. Ein furchtbares Durcheinander entsteht. Pferde bäumen sich. Reiter stürzen. Aber statt daß die Kosaken nach vorne flüchten, reißen sie ihre Gäule herum. Schon stieben die letzten in einer Staubwolke davon. Doch genügt die kurze Verwirrung immerhin, daß die Husaren, die nicht mehr zu halten sind, aus ihrem Versteck hervorbrechen. Allen voran der Rittmeister. Bald befindet er sich im dichtesten Getümmel. Die Affäre ist nicht ganz so gegangen, wie er sie sich gedacht hat. Aber das schadet nichts. Nur immer ruhig Blut und die Pfeife fest zwischen den Zähnen! Die Hauptsache ist, daß der Tabak nicht ausgeht. Wen Gott ihm unter die Klinge bringt, dem gibt er es, nicht zu fest und nicht zu sanft, aber immer möglichst mit dem Mittelpunkt des Schwunges.

Gerade hat er durch eine polnische Quart einem Kosaken den Arm zerfetzt, als ein anderer die Dreistigkeit hat, ihm den Kolpak zu durchhauen. Wütend wendet er sich diesem Angreifer zu, der jedoch Reißaus nimmt. Zwischen Flüchtenden und Verfolgern beginnt ein wildes Jagen.

Als der Rittmeister sich umsieht, bemerkt er, daß seine Leute ihm in lang auseinandergezogenem Schwarm folgen. Aber er kann sein Pferd nicht mehr zügeln. Nun jagt er eine dunkle Küsternallee hinunter, ein quer gestellter Heuwagen steht mit seiner vorgestreckten Deichsel im Wege. Das Pferd setzt darüber hin. Die Kosaken haben sich auf den Feldern verstreut, einige sind hinter den Büschen eines Gutshofes, andere hinter Schuppen verschwunden. Während der Rittmeister langsamer reitet, hört er aus dem Herrenhaus laute Stimmen und gewahrt am offenen Fenster des oberen Stockwerks einen russischen Offizier. Er springt vom Pferd, ruft dem nächsten seiner Leute zu, die Haustür zu bewachen und läuft die Treppe hinauf. Ein Diener, den er anschreit, wo sein Herr sei, weist ihn auf eine Tür.

Da sie geschlossen ist, tritt er sie ein, will mit erhobener Pistole vordringen, als ihm ein Schuß entgegenkracht. Eine Frau wirft sich mit schützenden Händen vor den Offizier. Der Rittmeister läßt die Pistole fallen. Als der Mann seinen Säbel zieht, reißt er ebenfalls seinen Säbel aus der Scheide, fühlt aber schon nach dem ersten Hieb, wie sein Arm lahmt. Ein roter Blitz verzuckt im grellen Aufschrei der Frauenstimme, ein dunkler Blutstrom nimmt dem Rittmeister jede Sicht. Er wankt und fällt. Als er am Boden liegt, sagt der russische Offizier:

„Der hat sein Teil. Leb wohl, Maschinka, und sei nicht mehr böse!"

Dann springt er aus dem offenen Fenster. Da die Husaren auf den Schuß ins Haus gelaufen sind, kann er sich aufs erste beste Pferd schwingen und sprengt davon.

Die Gräfin Steenbock kniet neben dem Verwundeten und reißt Fetzen von ihrem Musselinkleid, um sie in die Wunden zu stopfen. Als die Husaren dann mit zwei Mägden kommen, schickt sie die eine nach der alten Liebing, die im Ruf steht, von der Heilkunst mehr zu verstehen als die Ärzte in Mitau.

Die Husaren meinen, man solle den Bewußtlosen auf das im Zimmer stehende Bett legen. Aber nun fangen die Wunden erst recht zu bluten an. Das quillt und quillt mit unheimlicher Kraft, die Gräfin kann noch so viele Tücher darauf pressen, nach einigen Minuten färben sich ihre Hände doch wieder rot.

Endlich kommt die alte Liebing angehumpelt. Sie reißt die Tücher mit verächtlicher Miene ab, murmelt unverständliches Zeug und beginnt kräftig in die Wunden zu spucken. Darauf wird das Bluten weniger und läßt schließlich ganz nach. Dann holt sie aus ihrem Bastbeutel allerhand Kräuter und Spinnweben, knetet sie mit Spucke zu einem Brei und stopft ihn in die Wunden.

Nun ist sie ziemlich erschöpft und bittet zur Stillung ihres Durstes um etwas Kwaß. Auch dem Rittmeister flößt sie davon ein.

Nachdem die Alte fortgegangen ist, um neue Kräuter zu holen, kommt der Chirurgus herein, ein vollblütiger Herr, der sich die vom scharfen Ritt tropfnasse Stirn mit seinem schmutzigen Taschentuch abwischt.

Die Gräfin bittet, die Wunden nicht weiter zu berühren, da das Bluten soeben aufgehört habe.

„Ich muß nur mit Permission Eurer Erlaucht den Herrn Rittmeister lege artis untersuchen."

Dann zieht er einige furchterregende spitzige Instrumente aus seiner Ledertasche und wischt sie sorgfältig in seinem Schnupftuch ab.

Darauf beginnt er mit dem spitzen Instrument in der Wunde herumzustochern, wogegen der Bewußtlose mit dumpfem Stöhnen revoltiert.

„Eine Minute!" beruhigt der Arzt ihn und vielleicht noch mehr die Gräfin, deren entsetztes Gesicht er gesehen hat. „Gleich werden wir der Sache auf den Grund kommen."

Die Gräfin kann das Stöhnen nicht mehr mit anhören.

„Hören Sie doch auf!" sagt sie zornig.

„Gleich! Aber erst muß die Kugel extrahiert werden."

„Die Kugel ist ja schon heraus. Da liegt sie."

„Sie ist schon heraus? Ja, sapperlot, da hab' ich mich ja ganz umsonst bemüht."

Nachdem der Chirurgus die Wunden genäht, bepflastert und den Arm geschient hat, empfiehlt er sich. Die Frage der Gräfin nach dem Zustand des Patienten beantwortet er dahin, daß es noch verfrüht sei, eine Prognose zu stellen. Ein Glück wenigstens, daß die Kugel heraus ist!

Nach dem Chirurgus kommt, gänzlich verstört, Heinrich herein, aber der Gräfin gegenüber reißt er sich zusammen, macht seine Honneurs und meldet:

„Husar Wollermann. Der Diener vom Herrn Rittmeister."

„Der arme Herr Rittmeister! Seien Sie nur recht leise."

„Zu Befehl, Frau Gräfin", erwidert Heinrich mit einer Stimme, die durch zwei Zimmer schallt.

Dann beginnt er als ordentlicher Bursche das Gepäck auszupacken. Gleich zuerst die Kuchenreuter.

„Was wollen Sie denn damit?"

„Die hat der Herr Rittmeister immer auf seinem Nachttisch liegen."

„Schießt er denn auch damit?"

„Schießen?" Heinrich denkt nach. „Nur im Notfall."

Unter die Kuchenreuter kommt die Bibel zu liegen.

„Liest er denn manchmal in der Bibel?"

Heinrich denkt wieder nach. Das sind alles so kitzlige Fragen.

„Wir schlafen immer gleich ein, wenn wir uns ins Bett legen", sagt er ausweichend. „Und überhaupt vom Lesen halten wir nicht viel."

Neben Bibel und Pistole steht das kleine Bild auf Elfenbein.

„Ist das die Frau vom Herrn Rittmeister?"

„Das ist seine Mutter. Eine Frau haben wir nicht. Wir machen uns nichts aus den Weibern. Meine Braut ist meine Schwadron, sagt der Herr Rittmeister."

Heinrich ist gegangen.

Die Gräfin sitzt allein am Bett. Draußen leuchtet rein und klar der Abendhimmel, als wäre alles Licht der Erde in seine Tiefen geströmt. Aber im Zimmer

Jederzeit hab' zur Hand: H33
Hansaplast-Schnellverband! Damit sind kleine Verletzungen schnell hygienisch verbunden. Blutstillend. Keimtötend. Querelastisch, dadurch bewegungsfügig. Ihre Vorsorge wird sich dann bestimmt lohnen.
Schnellverband Hansaplast elastisch von 15 Pf. an.

Sprachen lernt man in der Berlitz-Schule
Leipziger Straße 110, Kurfürstendamm 26a · Privatunterricht ab 2,90 RM.

Gut und preiswert kaufen Sie in KAISER'S KAFFEE GESCHÄFT

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0344
gefördert durch Baden-Württemberg

beginnt es schon zu schummern. Eine Uhr schlägt. Die Wartende sieht auf ihr zerrissenes und durchblutetes Kleid. Sie müßte sich umkleiden. Die Mama wird schon ungeduldig am Abendtisch sitzen.

Aber sie wendet nicht den Blick von dem Gesicht, das jetzt in der Dämmerung kaum von dem Verband zu unterscheiden ist. Während ihre Hand ganz sanft die unverbundene Schläfe streichelt, liegt in ihren Augen und auf ihrem blassen Gesicht ein sehnsüchtiger Ausdruck von solcher Stärke und Tiefe, daß er ihren Zügen die Leuchtkraft des überklaren Abendhimmels gibt.

Nicht sterben! denkt sie. Er soll nicht sterben, dieser fremde Offizier, der sich für sie geopfert hat. Ihre Hilferufe — denkt sie — haben ihn heraufgeholt, und nun muß er seine ritterliche Tat so furchtbar büßen.

Rittmeister von Tungeln — wie ist dieser unbekannte Name ihr auf einmal bedeutungsvoll geworden! Wenn er stirbt, ist sie daran schuld. Denn um ihr Leben zu schonen, hat er die Pistole beiseite geworfen. Wenn Gott zuließe, daß ihr Liederjan von Mann frisch und gesund davonkäme, und dieser brave Mann stürbe — aber das kann Gott nicht zulassen.

Draußen klopft es, und Stänzchen, die lettische Jungfer, kommt knixend herein:

„Hohe gnädige große Frau, Dimantink liebstes, die Exzellenzmama lassen sagen, daß sie schon eine halbe Stunde wartet."

„Sag' der Exzellenz, daß ich in fünf Minuten komme. Dann hilf mir beim Umziehen. Aber erst hol' den Diener — nein, lieber die alte Liebing."

Bei dem Diener fällt ihr ein, daß er gesagt hat, sein Herr mache sich nichts aus Weibern. Das soll wohl bedeuten, daß der Rittmeister sich nicht auf leichtsinnige Abenteuer einläßt.

Und dann wäre er ja gerade das Gegenteil von ihrem Mann.

Unterdes hat die Exzellenzmama ihre Zeitung bis zur letzten Annonce abgegrast. Die Exzellenz pflegt nach dem Tee den „Rigaschen Zuschauer" zu lesen. Da aber der sein Erscheinen eingestellt hat, und die Baronin unmöglich von ihrer Gewohnheit lassen kann, so hat der Diener Paul den Vorschlag gemacht, einen alten Jahrgang vom Boden zu holen. Die Exzellenz hat die Zeit zurückgedreht und das Jahr 1802 gewählt. Das ist wenigstens ein erträglicher Jahrgang.

Endlich kommt Marie, entschuldigt sich etwas hastig, und die beiden Damen begeben sich ins Eßzimmer, wohin auch gleich darauf der Kandidat, Herr Petry, stürzt. Man mag sich noch so sehr verspäten, Herr Petry läßt immer auf sich warten, und meist entschuldigt er sich damit, daß er sich „verlesen" habe.

Während die drei um den runden Eßtisch Platz nehmen, schiebt der Diener Paul den Damen den Stuhl unter. Er trägt Eskarpins und die beiden Lettenmädchen blütenweiße Häubchen. Die Tochter macht sich nichts aus Feierlichkeiten, aber die Exzellenzmama hat die Gewohnheit, „de prendre le diner", auch wenn sie nur Knappkäse und rote Grütze ißt.

Die Ereignisse des Nachmittags haben sie ganz aus der Ordnung gebracht, und eigentlich ist sie voller Zorn auf alle Beteiligten. Aber der Anblick der duftenden Piroggen besänftigt ihr Gemüt, und ihrer langjährigen Erziehung am Hof folgend, die Dinge immer nach der liebenswürdigen Seite hin zu drehen, äußert sie zuerst ihre Freude über den unvermuteten Besuch ihres Schwiegersohnes.

„Das muß man Alex lassen, im Punkt der Galanterie könnte sich jeder Herr ein Beispiel an ihm nehmen."

Marie antwortet nicht. Sie schiebt, wie sie als Kind zu tun pflegte, wenn ihr etwas nicht schmeckte, die Piroggenstücke auf dem Teller herum, ohne recht zu essen.

„Schließlich war sein Ritt doch ein recht gefährliches Stück, wie sich ja auch gezeigt hat. Das ist doch ein Beweis, daß er noch an dir hängt."

„Er brauchte Geld", erwiderte Marie trocken.

Die Mama findet diese Antwort durchaus mauvais ton.

Fortsetzung folgt

Das Bücherbrett

Czermak, Krieg im Stein. Frundsberg-Verlag, Berlin. 197 S., 15 Bilder, 2 Kartenskizzen.

Der Verfasser, ehemals Reserveoffizier der k. und k. Armee und scharfer Frontkämpfer des Weltkrieges, bringt uns mit erschütternder Deutlichkeit zum Bewußtsein, daß an der Isonzofront zwei und ein halbes Jahr lang gekämpft und geblutet worden ist wie auf wenigen Kriegsschauplätzen sonst. Die Darstellung ist knapp und klar, von hoher Anschaulichkeit und edlem Schwung. Das Ringen um den Besitz der Stadt Görz, das Hin und Her der Schlachten auf den Steilhöhen des Karstgebietes, die beispiellosen Schwierigkeiten des Geländes, die dadurch bedingte Eigenart der Kriegführung und der Heldenmut, dessen sich die österreichisch-ungarischen Truppen, aber auch die Italiener befleißigten, findet gerechte und verdiente Würdigung. Die schier erdrückende Fülle der Ereignisse, die der Weltkrieg mit seinen zahlreichen Fronten verzeichnete, hat es zuwege gebracht, daß man die Isonzoschlachten gemeinhin als Nebenoperationen betrachtete. In Wahrheit flammte hier ein Brennpunkt der Gesamtkriegführung. Mit Czermak müssen wir anerkennen, daß sich die k. und k. Armee durch ihre Haltung während des „Krieges im Stein" unvergänglich hohen Ruhm erworben hat.

v. Waldeyer-Hartz

Oberstleutnant Rommel: Infanterie greift an. Erlebnis und Erfahrung. Ludwig Voggenreiter Verlag Potsdam 1937, 357 S., in der Reihe: Die Graue Bücherei.

Einer der erfolgreichsten Kompanie- und Abteilungsführer des Weltkrieges, Oberstleutnant Rommel, der Erstürmer des D. Cosna und des Monte Matajur, schildert zahlreiche Einzelgefechte von der Westfront, den Karpaten und Isonzoschlachten. Es ist das Heldenlied einer an Zahl und Material unterlegenen Truppe, die mit unbedingtem Einsatzwillen dank ihrer vorzüglichen Führer die Schrecken der Materialschlacht sieghaft überwindet. Das Buch will nicht nur erzählen, sondern auch belehren. Sein Verfasser versteht vorzüglich ins Unterrichtende überzugehen, ohne irgendwie schulmeisterlich lehrhaft zu wirken. Die jedem Kapitel angefügten „Betrachtungen" und die zahlreichen Skizzen sollen „dazu beitragen, daß in schwerster Kriegszeit gewonnene Erfahrungen nicht in Vergessenheit geraten!"

Man möchte wünschen, daß diese neue Art der Darstellung weiterhin im militärischen Schrifttum Schule macht.

Rolf Bathe, „Frankreichs schwerste Stunde" (Alfred Protte Verlag, Potsdam 1937, 2. Aufl., 264 S.)

Vor den Augen der deutschen Front, und doch ungesehen, rollt Frankreichs Schicksalsstunde, die Meuterei seiner Armee im Jahre 1917, ab. Bathe nennt seinen Bericht eine historische Studie, doch bekommt diese „Studie" eine ungeheure dramatische Wucht, wenn er das verzweifelte Anrennen der Armeen Nivelles schildert, die nach einem bis ins kleinste ausgeklügelten Plan unter Einsatz des gesamten verfügbaren Materials gegen die deutsche Front stürmen und dort im Feuer zerschlagen werden. Der deutsche Leser verhält den Atem bei der spannenden Darstellung der unaufhaltbaren Ausbreitung der Meuterei. Als die französische Generalität und Regierung trotz rücksichtslosen Durchgreifens an der Lage verzweifelt, als der dreijährige Einsatz von Blut und Leben zum Schutze der französischen Heimat umsonst schien, begeht Habsburg den Verrat am deutschen Bundesgenossen. Frankreich ist gerettet, das Schicksal entschied gegen die Deutschen.

Gestützt auf französisches und deutsches Quellenmaterial, gelingt dem Verfasser ein einwandfreier, sachlicher und historisch getreuer Bericht, der die entscheidungsvollen Stunden beim Gegner des Weltkrieges in ritterlicher Weise darstellt. Bathe enthält sich jeder historischen und politischen Wertung und überläßt sie dem Leser. Das Buch kann jedem empfohlen werden, der diesen an merkwürdigen Schicksalsfällen so reichen Krieg eingehender - auch einmal von der Gegenseite - kennenlernen will.

Generalmajor Guderian: Die Panzertruppen. Verlag E. Mittler & Sohn, Berlin 1937, 35 Seiten.

Betrachtungen über die Strategie der Bewegung, die Aufklärungsaufgaben der Panzerspähwagen, die Gliederung und Bewaffnung der Panzerkampfwagen leiten über zum Einsatz der Panzerverbände in Zusammenwirkung mit den anderen Waffen. Die soldatisch knappe Form der Darstellung stellt das Wesentliche klar heraus und trägt dazu bei, die schwierige Taktik dieses neuartigen Kampfmittels, mit dem die Gegner im Weltkrieg das Bild des Schlachtfeldes völlig umgestalteten, auch dem, der nicht unmittelbar mit dieser Waffe in Berührung kommt, verständlich zu machen. Guderian betrachtet die Panzertruppe und die mit ihr eingesetzten Verbände als die Träger einer neuen Strategie der „Bewegung und Ueberraschung" wie sie im Ausland besonders der Engländer Liddell Hart vertritt.

Heinz Luedecke: Vom Zaubervogel zum Zeppelin. Kurt Wolff Verlag, Berlin 1936, 87 Bilder, 302 Seiten.

Der Traum vom fliegenden Menschen, der so alt ist wie die Menschheit selbst, die Wege des suchenden menschlichen Geistes, seine Irrtümer und schließlich seine flugtechnischen Erfolge sind der Inhalt. Dieser kulturgeschichtliche Beitrag mit seinen philosophischen und physikalischen Erörterungen führt von dem Fluggedanken des babylonischen Etana-Mythos über den fliegenden Schmied Wieland der germanischen Vorstellungswelt bis zur Schilderung der phantasievollen Luftschifferpläne des 17. Jahrhunderts, die ihre Krönung im Aufstieg der ersten „Montgolfiere" im Jahre 1783 fanden.

In unendlich mühevoller Arbeit hat der Verfasser aus den einzelnen Jahrhunderten Stein auf Stein zusammengetragen, bis das vollkommene Mosaik der „Geschichte der Luftfahrt und des Fluggedankens" entstehen konnte. Damit wurde eine Lücke ausgefüllt, die bisher immer noch in der Literatur der Luftfahrtgeschichte klaffte.

Die „Germania" des Tacitus
bearbeitet von Dr. Hans Philipp (F. A. Brockhaus, Leipzig 1936, 2. Aufl. 160 S.)

ist eine Abhandlung, die unter Vermeidung spaltenlanger Fußnoten trotzdem wissenschaftlich bleibt. Sie verbindet in glücklicher Form die Erkenntnisse deutscher vorgeschichtlicher Forschung, mit denen des Römers Tacitus und anderer alter Schriftsteller über die Germanen, widerlegt und ergänzt sie und vermittelt dadurch ein klares Bild vom Leben unserer Vorfahren und der Höhe ihrer Kultur. Das zahlreiche und historisch gut ausgewählte Bildmaterial beseitigt die auch heute noch oft anzutreffende irrige Vorstellung von den halbwilden „Barbaren des Nordens".

Neue Bücher zur Unterhaltung

Unterhaltende Bücher voller Spannung und gut erzählt, liest der Soldat gern. Auf unserem Büchertisch liegen sieben neue Werke, die dieser Forderung im großen und ganzen nachkommen und die darum auch empfohlen werden können.

Da sind zunächst ein paar historische Bücher, die gut dargestellt sind und das Zeitgeschehen so entwickeln, wie wir es heute aus uns selbst erleben. Von besonderem Eindruck ist der Roman des österreichischen Dichters Mirko Jelusich „Der Löwe" (erschienen im Tieck Verlag, Wien - Leipzig). Jelusich hat sich mit geschichtlichen Romanen über Caesar, Hannibal, Cromwell und Don Juan als Erzähler einen guten Namen erworben. Nun gestaltet er das Schicksal des Welfenherzogs Heinrich der Löwe, der uns in gegenwärtiger Zeit mit seiner weitschauenden Politik außerordentlich nahe ist. Jelusich erzählt die wesentlichen Vorgänge von der Königswahl Friedrichs I., des Staufers, der Konradin auf dem Throne folgte (um 1152), er zeigt den Kaisertraum des Staufers, dem die Realpolitik des Löwen, die sich nur auf das Reich bezieht, entgegensteht. Anfänglich sind die beiden Freunde Friedrich und Heinrich unzertrennlich, später aber bricht der Konflikt offen aus und führt zu schweren Schicksalsschlägen auf beiden Seiten. Zwar zwingt der wortbrüchige Kaiser den Welfenherzog nieder, aber die größere historische Tat, die vor der Nachwelt bestehen kann, lieferte der Löwe. Unter diesem Gesichtspunkt schuf Jelusich seinen Roman, der sein bester ist und der den Leser von Anbeginn in Spannung hält, namentlich auch durch die interessanten Schilderungen militärischer Operationen und Schlachten.

Ganz anders bietet sich ein kleiner Band um Friedrich den Großen dar, der den Preußenkönig von einer privaten und recht persönlichen Art zeigt. Georg Borchardt hat die „Randbemerkungen Friedrichs des Großen" (Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam) gesammelt und erläutert und nach eingehenden Studien des im Preußischen Geheimen Staatsarchiv befindlichen Aktenmaterials gesichtet. Es ergibt sich ein köstliches Bild von der Persönlichkeit des Königs, ganz ohne Anekdotencharakter, und macht uns auf eine neue Art den weisen Vater seines Staates vertraut. - Ein anderes Werk führt uns an die Denkwürdigkeiten eines badischen Rheinbundoffiziers von 1789-1839. Es sind die Aufzeichnungen Karl Franz von Holzings „Unter Napoleon in Spanien" (im Hans v. Hugo Verlag, Berlin), die Max Dufner-Greif herausgegeben hat. Die Erlebnisse Holzings, der voller Tatendrang als junger Mann auszog nach Spanien und aus dem Kampf an Erfahrungen reicher und geehrt wiederkehrte, sind von dem badischen Schriftsteller eindringlich nach den alten Papieren berichtet worden. - In die jüngere Vergangenheit führen uns zwei Kriegsbücher. Gisbert W. Kühne-Hellmessen erzählt den Heldenkampf der Tiroler Kaiserjäger an der Ostfront in seinem Buch „Kaiserjäger - ausharren!" (Stalling Verlag, Oldenburg). Dieser Teilausschnitt aus dem großen Geschehen schildert an dem Beispiel einiger Kameraden die heroische Tat und das bereitwillige Opfer, das der Soldat seiner bedrohten Heimat bringt. Diesem beispielhaften Buche steht die Arbeit Otto Flechsigs „Ein General rettet seine Armee" (im gleichen Verlage) nicht nach. Das Schicksal der Mackensenarmee und das persönliche Erleben des Generalfeldmarschalls sind Gegenstand dieses Tatsachenberichts, der eine Tat der Vergangenheit entreißt, die es verdient, niemals vergessen zu werden.

In die unmittelbare Gegenwart führen zwei kleine Arbeiten jüngerer Autoren. Erich Langenbucher schildert in einem kleinen Bande an verschiedenen Geschichten von seinem Arbeitsdiensterlebnis unter dem Titel „Was tut sich da?" (Junge Generation Verlag-Berlin) und gibt damit ein Beispiel, wie der Arbeitsdienst zur Lebenshaltung und zur männlichen Formung des Lebensinhaltes in unserer Zeit beiträgt und der nachfolgenden Ausbildung in der Wehrmacht ein wichtiger Vorbereitungsdienst ist. Langenbucher erzählt die anspruchslosen Geschichten sauber, und alle, die im Arbeitsdienst waren, werden mit Vergnügen zu diesen Erzählungen greifen. Nicht anders wird es der vortrefflichen kleinen Schrift von Hermann Teske „Zehntausend Mann, die zogen ins Manöver" (L. Voggenreiter Verlag-Potsdam) ergehen. Jeder gewesene Rekrut wird an diesem kleinen Band eigene Erinnerungen auffrischen können und seine Freude an den Erlebnissen haben, die Teske vom Manöver berichtet; derartige Schriften sind auch für die seelische Vorbereitung der nachwachsenden jungen Generation auf den Soldatendienst wichtig, denn sie zeigen an kleinen Beispielen die große Sinngebung des Soldatentums!

Dr. Erich Lorenz

Franz Schauwecker, Berlin-Steglitz, Bismarckstr. 6
sucht für ein von ihm herauszugebendes Buch über Tat und Verdienst des Offiziers im Weltkriege innerhalb der vordersten Kampfzone persönliche Erlebnisschilderungen. Der Offizier muß in jedem Bericht als Führer einer geschlossenen Gruppeneinheit erscheinen. Die persönliche Tat des Offiziers muß umschließen: die Beispielhaftigkeit, die Kameradschaftlichkeit, die Verantwortlichkeit und den restlosen Einsatz der eigenen Persönlichkeit.

Da das Buch den Gesamtumfang der Aufgabe des Offiziers im Weltkriege aufzeigen soll, kommen, abgesehen vom Seekriegsschauplatz, alle Kriegsschauplätze in Frage, ebenso wie alle Waffengattungen.

Bedingungen: Höchstumfang 5 Schreibmaschinenseiten, Sachlichkeit, Kürze, genaue Angabe von Zeit, Ort und Truppe, Zeichnung mit eigenem Namen. Unbrauchbare Beiträge werden nicht zurückgesandt. Die Entscheidung über Annahme, Ablehnung und Streichungen behält sich der Herausgeber vor; er bittet um Geduld bei Anfragen.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0345
gefördert durch Baden-Württemberg

5 Diener, die sehr wenig kosten, tagaus, tagein auf ihrem Posten:

Persil · Henko Sil · iMi · ATA

P 176 c

H

MANTEL

D. R. P. und Auslandspatente

das Universalgeschoß

für Jagdbüchsen

Das H-Mantelgeschoß verbindet günstigste Sprengwirkung mit einer bisher unerreichten Durchschlagswirkung. Es macht Hochwildpatronen auch zur Verwendung auf schwächeres Wild geeignet und hat sich, wie die in großer Zahl vorliegenden Berichte aus der Praxis beweisen, in allen Fällen, sowohl bei starkem, als auch schwachem Wild, in Europa und in den Tropen, ausgezeichnet bewährt

Lieferbar in den Sorten

7×57 7×64 8×57 J 8×60 8×60 Magn. 9,3×62

7×57 R 7×64 R 8×57 JR 8×60 R 8×60 R Magn. 9,3×74 R

mit Kupferhohlspitze und Scharfrand oder mit Bleispitze und Scharfrand

Mannl.-Schön. 6,5×54 8×56 9×56 nur mit offener Hohlspitze

Verkauf durch Munitionshandlungen

Rheinisch-Westfälische Sprengstoff-A.-G.

Die weltberühmte **HOHNER** erhalt. Sie gegen 10 Monatsraten. Verl. Sie bitte sofort Gratiskatal. mit 100 Abbild.

LINDBERG

Größtes Hohner-Versandhaus Deutschlands

MÜNCHEN Kaufingerstr. 10

Kieler Matrosen-

Kinder-Anzüge, Kleider u. Mäntel. Alt., Körpergröße (Scheitel bis Fußsohle). Knabe od. Mädch. u. Beruf angeb. Marine-Offizierstuche, Jachtklubjergen. farb. Kammgarne für Anzüge, Damenmäntel, Kostüme, Kleider. Bemustert. Angebot u. Preisliste grat. 3-4 monatl. Ratenzahl. Marine-Versandhaus **B. Preller, Kiel** 197

Bestecke

schwerversilbert, rostfr. Stahl, 30 J. Gar.

Porzellane

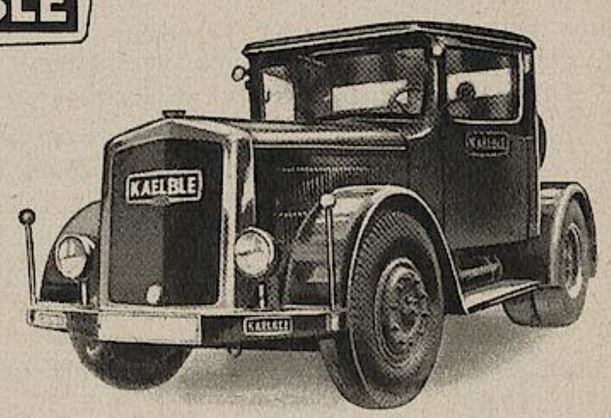
Kaffee- u. Tafelservice, Qualitätsware. 12 Monatsr., Kat. frei.

Rodenbach, Husmann & Co.

Essen 1.

KAELBLE

DIESEL



Diesel-Zugmaschinen führend

in allen Zweigen des Transportwesens: stark, schnell, zuverlässig, wirtschaftlich. 36-130 PS

Verlangen Sie bitte Drucksache DW 42

Carl Kaelble G. m. b. H., Backnang

Gegr. 1884 Tel. 541-543 bei Stuttgart

Motoren- und Maschinenfabrik

VERLAG „DIE WEHRMACHT" GMBH.

Fernruf für Geschäftsleitung u. Schriftleitung A 6 3918

ACHENBACH-FLUGZEUGHALLEN

aus Stahlblech oder Beton / Wohnbaracken - Garagen

GEBR. ACHENBACH GMBH.

Eisen- und Wellblechwerke - Weidenau/Sieg - Postfach 444

Für jeden Soldaten sofort ein

Flecken-Entfernungs-Gerät

DRGM. DRPa.

entfernt mühelos alle Flecken! Preis kompl. RM. 1,15 einschl. Porto geg. Voreinsendung auf Postscheck-Konto Hamburg 772 04.

W. P. Schuffert, Hamburg I/706

Berlin SW 19

Qual.-Dekorationen

Abzeichen — Fahnen

Max Küst

nur Niederwallstr. 32

Bremer Hagens-Kaffee

Stets ein Genuß

RM. 2.—, 2.30, 2.40

1 1/2 kg Probe 6 70 frko. Nachn.

Hagens & Schmidt. Gegr. 1856

Großrösterei Bremen 529 T

DRÄGER

Schweiß- und Schneidbrenner Modell VIII/1935

Kombinationsbrenner mit Schweiß- u. Schneid-Wechselteilen

Die Leistungen der Spezialbrenner werden voll erreicht

Brennereigenschaften: Leicht! Gut ausgewogen! Rückschlagsicher!

DRÄGERWERK · LÜBECK

Zweigbüros: Berlin W 35, Essen, Beuthen, Nürnberg

Feiner Bremer

KAFFEE

3 Sorten z. Probe!

1 1/2 kg 5,90 | Nachn.
1 1/2 kg 6,25 | frei Haus
1 1/2 kg 6,55 |

Schneider & Müller Bremen 69 h

Wiederverkf. Sonderliste

Wäschezeichen

auf Stoff gedruckt garant. waschecht 50 St.-.45 100 St.-.75 u. 10 Papiernamen

Arbeitsschürzen

mit Tasche Stck. -.94

Hemden

für Uniform & Zivil

AB Wäschefabrik A. Soldner Rothenburg o. T. w

Vertreter gesucht

Nicht-Raucher

in 1 bis 3 Tagen für immer durch Ultrafuma-Gold Geringe Kosten. Prospekt frei. **E. Conert, Hamburg 21 / 54**

Ihr Gebiß sitzt fest

beim Essen Sprechen Husten

durch Bestreuen mit

APOLLOPULVER

Packung 5.4 ℳ in Apotheken und in Drogerien!

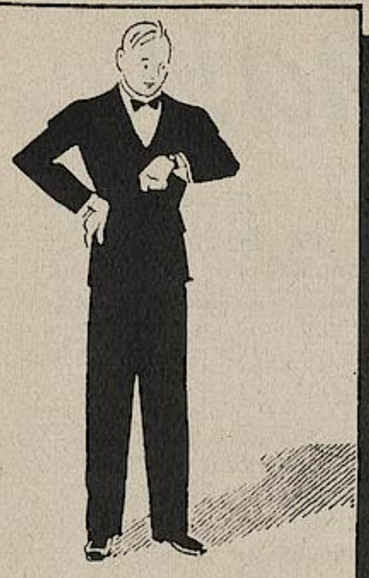
GEO DÖTZER

Pharm. Fabrik Frankfurt/M.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0346

gefördert durch Baden-Württemberg



Eine Uhr zur Einsegnung! Das ist etwas fürs Leben!-

Natürlich hat Vater sie im Fachgeschäft gekauft, denn er weiß, daß er dort unter dem fachmännischen Rat das Richtige finden wird, um seinem Sohn wirklich einen Kameraden fürs Leben zu schenken. Gute, wirklich zuverlässige Uhren kauft man eben beim Fachmann. Diese Erfahrung hat der Vater gemacht.

An diesem blau-goldenen Zeichen erkennt man das

UHREN-FACHGESCHÄFT

Stanz- u. Pressteile
geschweisste Elektron- u. Aluminium-Blecharbeiten
sowie Schwarzblechbearbeitung liefert billig und gut---

LEICHTMETALL-BAU- U. PRESSWERK DER
GASPARY A.-G.
MARKRANSTÄDT-LEIPZIG

Ferngläser
für Reise-Sport-Jagd-Theater
JOSEF
RODENSTOCK
NACHF. OPTIKER AUGUST WOLFF GMBH.
Leipziger Str. 101-102 • Friedrichstr. 59-60 • Grunewaldstr. 56
Joachimsthaler Str. 44 • Rosenthaler Str. 45 • Neanderstr. 23

Wer will im Frühjahr ein Fahrrad kaufen?

Schreiben Sie an uns! Unser Vorschlag gefällt Ihnen.
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik
Brackwede-Bielefeld 311

---

*

DIE MARKE DES BIERKENNERS

*

Moderne Taschen- und Armbanduhren

m. Gar.-Schein. Bei Nichtgefall. Umtausch oder Geld zurück.
Nr. 3. Herrentaschenuhr m. geprüft., 36 stünd. Ankerwerk, vernick. M. **1.90**
Nr. 4. Versilberter Ovalbügel, vergoldeter Rand . . M. 2.30
Nr. 5. **Besseres Werk**, fl. Form . M. 3.40
Nr. 6. Sprungd.-Uhr, 3 Deck., vergold. 4.90
Nr. 6b. Dto., mit besserem Werk . . M. 7.40
Nr. 8. Armbanduhr m. Lederriemen M. 2.60
Nr. 85. Dto., kl. Form, besser. Werk M. 4.—
Nr. 99. Dto., Golddoublé, **5 Jahre Gar. f. Gehäuse**

Für Damen, m. Ripsband M. 5.90
Dto., f. Herren, m. Lederband 6.90
Nr. 1461. Geschn. **Kuckucksuhr**, 1/4 stündl. Kuckuck ruf., M. 2.50

Nr. 612. **Monogramm-Siegelring** für Damen oder Herr., 18kar. vergold., einschl. Ihrem Monogramm, **1.10**. Nr. 614. dto. Siegelring, 8eck. Platte, **1.30**. Nickelkette M. —.25. Doppelkette, vergoldet. M. —.70. Kapsel M. —.25. Wecker, gutes Messingwerk, M. 1.80

Nr. 642. **Tischuhr**, mod. Form, 8 Tage-Werk, Eiche poliert, 38 X 20 cm M. 8.—. Versand gegen Nachn.
Katalog gratis — Jahresumsatz über 30000 Uhren
Fritz Heinecke, Braunschweig 87

Schreibmaschinen Weinitschke
Rechenmaschinen Weinitschke
Buchungsmaschinen Weinitschke
Berlin S.W. 68, Spittelmarkt 1-2
Verlangen Sie Druckschrift Nr. 2123

Dein Begleiter durch das ganze Jahr!

Der Soldatenfreund

Ein unentbehrlicher Ratgeber im Dienst des Soldaten, zugleich Taschenkalender für die Wehrmacht!

Ausgabe A: **Heer**
Ausgabe B: **Kriegsmarine**
Ausgabe C: **Luftwaffe**
Ausgabe D: **NSKOV**

8:13 cm groß / 432 Seiten / 1 cm dick / 32 farbige Uniformen- und Flaggentafeln
RM. 1,45 i. Kunstleder
RM. 2,30 in Leder

Wehrverlag Joseph Bercker
Berlin W 30

Raucher werden in 2 Tagen **Nichtraucher** für immer durch **TABAKEX**
Aufklärungsschr. kostenlos
LABORA-Berlin SW 29 E2

Orden • Bänder
Ordensdekorationen
WERNER SEDLATZEK
Berlin W 30, Maaßenstraße 4
Am Nollendorfplatz. Ruf: 272581

»HYGIEA« STAUBSAUGER

BIEDERMANN & CZARNIKOW
Fabrik für Metallbearbeitung
Berlin SO 36
Elsenstraße 106-107 / Tel.: 689646

Tafelbestecke
schwer versilbert
30 Jahre Garantie
an Private
Teilzahlung gestattet!
Katalog unverbindlich
FRITZ VOOS
Solingen, Bülowstr. 23

Aus der Uhrenstadt auf 5 Monatsraten

HERRENUHR
Nickel-Chrom, Leuchtzahlen
ANKERWERK 7 Steine
Staubschutz - **Unzerbrechl. Glas**

DAMENUHR
Goldauflage - 10 Jahre Garantie
Cyl.-Werk 6 Steine, Goldreliefzahlen
Staubschutz - **Unzerbrechl. Glas**
Jede Uhr mit Metallband Mehrpreis Mk. 2.50
Garantieschein - Geschenketui
Portofrei - Rückgaberecht
W. Krauth Postfach 461 40
PFORZHEIM

---

ogar ganz am Schwarzen abgekommen . . der Schuß sollte eigentlich sitzen. Und wenn es eine WALTHER-KKS-Büchse ist, muß er sogar immer wieder sitzen, sie ist nicht umsonst meisterliche Thüringer Präzisionsarbeit, die schon rein äußerlich betrachtet höchstes Vertrauen erweckt. Meisterschützen erkennt man überhaupt zumeist an der WALTHER-KKS-Büchse, sie gehört zu ihnen, wie der Flaum zum Schützenhut. Kein Wunder, wenn sie dann immer wieder sagen: **Nur einmal WALTHER probieren — und dann nur noch WALTHER schießen!**

KKS Büchsen von WALTHER
50 Jahre WALTHER Waffen

An die Waffenfabrik WALTHER, Zella-Mehlis, Thür. – Die Bauweise Ihrer Kleinkaliber-Büchsen interessiert mich – erbitte Ihre Druckschriften S 196

Name: _____
Ort: _____
Straße: _____

Bewährt und bevorzugt sind
DÜRKOPP
DÜRKOPP Fahrräder Motorfahrräder

Die Magnetnadel allein schafft's nicht

Man muß auch seinen Standort im Gelände präzis bestimmen können. Da ist der Busch-Marschkompaß mit seinem Kimme-Korn-Visier, der Meßkante zum Anlegen an die Karte, drehbarer Teilscheibe, verstellbarem Winkelspiegel und der durch Flüssigkeit gebremsten Nadel gerade das richtige. In allen Fachgeschäften erhältlich. Ausführliche Prospekte mit vielen Geländeaufgaben kostenlos.

RM 12.50 bis RM 26.50
Busch Jungendienst Kompasse
RM 3.75 und RM 5.95
EMIL BUSCH A.-G. RATHENOW

Ueber 1000 verschiedene

Herren- u. Damen-Stoffe
Wäschestoffe, Teppiche
Steppdecken
Bettumrandungen
In anerkannter Güte u. Preiswürdigkeit kaufen Sie bequem bei meinem Spezialhaus

Gegr. 1843 • Schreiben Sie unverbindlich um Muster an
W. Michovius, Cottbus 111

Solche und viele andere häßliche

Nasen-formen erhalten durch meinen 16fach patentierten Nasenformer **Orthodor**
eine edle Linie. Stups-, Sattel-, Entenschnabel-, breite oder schiefe Nasen werden korrigiert. 6,50 RM., **mit weich. Lederpolster 8 RM. Nachn.** Versand zuzügl. Porto durch
Schröder-Schenke, Berlin W 52
Kleist-Straße 26 II

Nikotin vergiftet d. Körper. Werdet Nichtraucher ohne Gurgeln. Näh. frei. Ch. Schwarz Darmstadt B81 Herdw. 918

Prismen-Feldstecher
f. Heer, Marine, Luftfahrt
Bis 5 Markengläser
1 Woche zur Probe!
Teilzahlung — Tausch
Kostenlos erhalten Sie Beratung, Katalog, Druckschrift „Mehr sehen, mehr erleben" Gelegenh.-Liste von
OPTIK-GELLER GIESSEN 20

DEUTSCHE MESSINGWERKE
Carl Eveking A. G.
Berlin-Niederschöneweide
liefern
ALUMINIUMLEGIERUNGEN
(Aludur, Hartal)
REINALUMINIUM sowie
Messing, Kupfer, Bronze
in
Blechen, Bändern, Rohren, Stangen, Profilen, Preßteilen

Die robuste
Meister-Pumpe

spritzt bis 15 Mtr. weit, holt b. 8 m Grundwasser, Bewäss., Baumspritz., Luftschutz usw.
D. R. P. Fußpumpe
Pumpenvertrieb
Bremen, Industriestr. 5

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0347
gefördert durch Baden-Württemberg

3 × Kurz gelacht – (ha-ha-ha!)

HA-HA-HA

Herr Hauptmann hatte Besuch. Seine Schwiegermutter war mehrere Wochen in seinem Landhaus zu Besuch gewesen. Endlich fuhr sie ab. Während das Auto die Landstraße entlang zum Bahnhof fuhr, sagte sie zu dem Schofför: „Bitte, fahren Sie recht schnell, damit ich noch zur rechten Zeit komme!"

„Keine Angst", sagte der Kraftwagenführer, „der Herr Hauptmann hat gesagt, er schmeißt mich auf der Stelle raus, wenn Sie den Zug versäumen!"

*

Die bekannte Dompteuse des Varietes ging zu dem Bären und hielt ihm mit ihren zarten Lippen ein Stück Zucker hin. Der Bär nahm es vorsichtig ab.

„Das kann ich auch!" sagt ein Soldat, der neben der Bühne saß, zu der hübschen Artistin.

„Sie?" fragt diese ungläubig.

„Ja, sofort!" antwortet der Tapfere, „Aber lassen Sie erst den Bären wegbringen!"

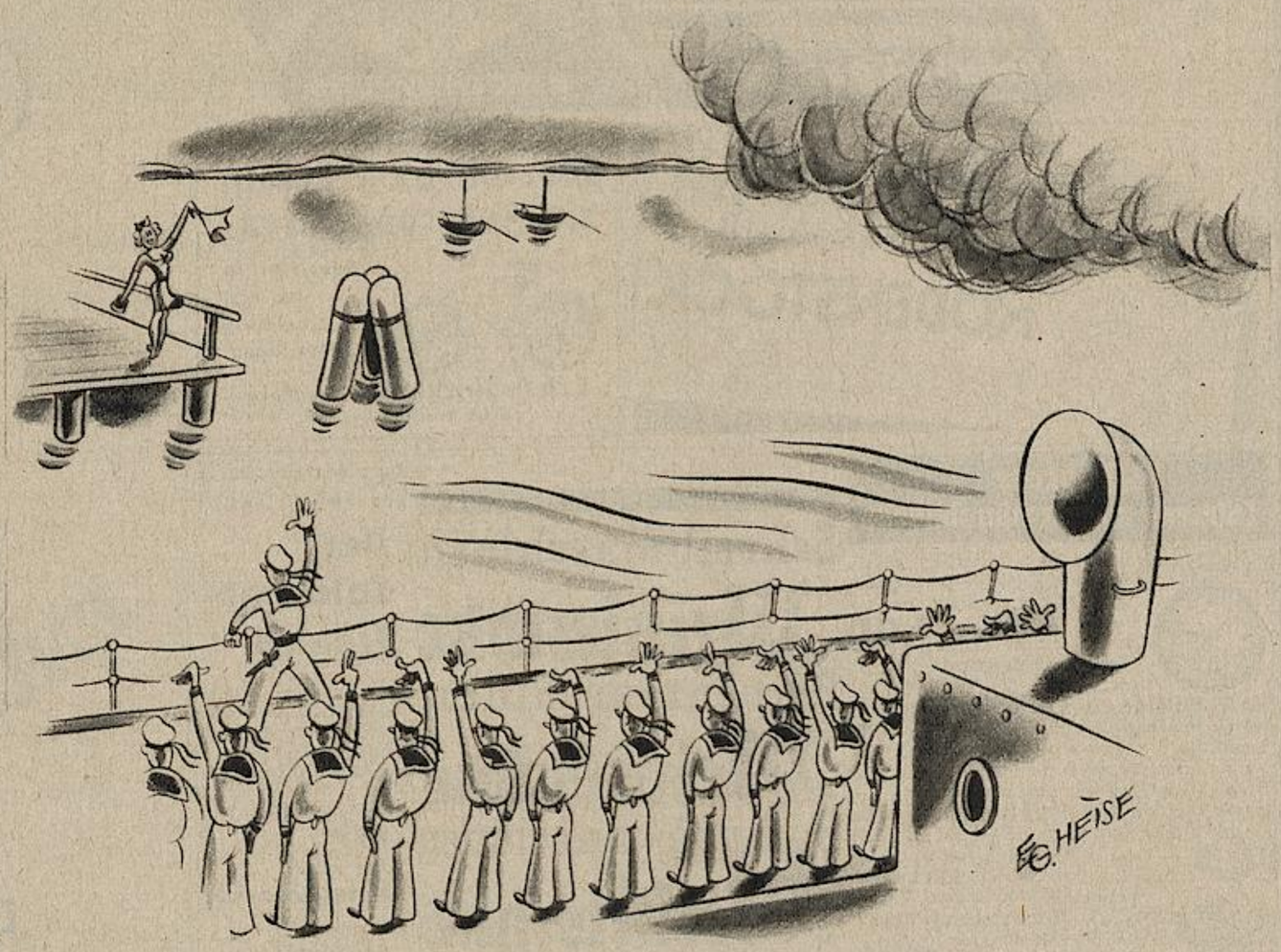
*

„Na, wie geht es Ihnen, Herr Müller?"

„Danke schön! Bin wieder Vater geworden!"

„Ach was? Na, da gratuliere ich auch schön und bitte, Ihrer Frau Gemahlin meinen Glückwunsch zu bestellen!"

„Ich werde mich hüten. Bin froh, daß sie es nicht erfährt!"



Der Abschied!

Zeichnung: E. G. Heise

In der Instruktionsstunde fragt der Leutnant einen Soldaten, was er tun würde, wenn er sehen würde, daß ein Unteroffizier von mehreren Zivilisten angegriffen und geschlagen würde.

Der Rekrut sann eine Weile nach, dann antwortete er: „Ick . . . grüße ihn!"

Der Regimentsbefehl.

Die Mannschaften versammeln sich zum sonntäglichen Gottesdienst vor der Kirche hinter der Kirche, nach der Kirche vor der Kirche.

—

Es hat sich nunmehr herausgestellt, daß der Wallach „Hermes" eine Stute ist, er heißt von morgen ab „Mathilda".

—

Abgelöst wird sofort der Bursche des Herrn Hauptmanns Stiehle, weil er die Köchin des Herrn Hauptmanns gekitzelt hat und auf die Frage „Wo?" falsche Angaben gemacht hat.

—

Bestraft wird der Infanterist Huber mit drei Tagen Kasernenarrest, weil er im Bett einen Käse versteckt hielt, um diesen während des Schlafens zu essen.

*

Zur Säuberung der deutschen Sprache wird ein Vortrag gehalten. „Fort mit dem th!" ruft der Redner. Da ertönt durch die lautlose Stille ein Zuruf: „Menschenskind, wie willste denn Brathuhn schreiben?"

*

Im Kriege wurde Müller bei der Train-Eskadron im Reiten ausgebildet. Wie er nun so durch die Reitbahn galoppiert, verliert er den Halt und ruft schreckensbleich aus: „Herr Rittmeister, lassen Sie halten! Das Pferd ist zu Ende!"

HA-HA-HA

Kottler
„Zum Schwabenwirt"
Berlin W 30 · Motzstraße 31
Gepflegte deutsche Gaststätte

Großer Kurfürst
Inhaber Hans Dörre
AN DER POTSDAMER BRÜCKE

Restaurant Pauquet
„Zum Schwarzen Ferkel"
Dorotheenstraße 31
Die historische Gaststätte der Innenstadt

Weinstuben HUTH
POTSDAMERSTR. 139

Die Original Bauernschänke in Berlin
zum Groben Gottlieb
Jägerstraße 65 Telefon: A 2 4261

Troika
Am Wittenbergplatz Kleiststraße 21
Das russische Restaurant
BALALAIKA-MUSIK

Klingers Weinstuben
Rankestraße 26
KÜCHE VON WELTRUF

FISCHER
AM BAYERISCHEN PLATZ
(früher Offizierskasino Döberitz)
Die Gaststätte der Gesellschaft
Speyerer Straße 18 Tel. B 6 0183

Berücksichtigen Sie unsere Inserenten!

1 Kanne Kaffee
2 Stück Kuchen
10 Attraktionen
4 Uhr Tanztee
alles zusammen
Nur 1.— Mk.
bei freiem Eintritt
4 Kapellen — 2350 Plätze
atlantis
BEHRENSTRASSE 53-54

F. W. Gumpert
GEGR. 1858
Berlin C 2, Königstraße 22/24
DIE ALT-BERLINISCHE GASTSTÄTTE
Ausliegend 250 Zeitungen

Was wäre ein Bummel durch Berlin ohne den Besuch der originellsten Tanzstätte
Walterchen
Holzmarktstr. 72

Inserieren bringt Gewinn!

Beinverkürzungen
Lähmungen, Bein- u. Fußmißbildungen. Verl. Sie Gratisbroschüre Nr. 85. Keine Korkstiefel. Jeder Ladenschuh verwendbar. Eig. Pat. Gegr. 1903
EXTENSION. Frankfurt a. Main-Eschersheim

FRIEDRICH GLEISS STETTIN, SCHNELLSTRASSE 1
Fleischerei und Wurstfabrik

Jeden Tag Qualität Dralle Zahncreme Rasiercreme

Ferien in WIESBADEN
Kraft für ein langes Arbeitsjahr!
RHEIN
BERGWÄLDER · OPELBAD
HEILENDE BÄDER
GEGEN GICHT U. RHEUMA

Die S. & S.
Selbstlade-Pistole
Kaliber 7,65 mm

Behörden-Modell, versagt nie, denn die allseitig geschlossene Form schützt gegen Funktionsstörungen. Die Waffe ist im geladenen und gespannten Zustand universell gesichert und im Augenblick der Gefahr ohne Entsicherungsgriff sofort schußbereit. Höchste Feuerbereitschaft und Feuergeschwindigkeit stempeln die Pistole zur vollkommenen Verteidigungswaffe. Unsere ausführlichen Prospekte stehen auf Wunsch kostenlos zur Verfügung
J. P. Sauer & Sohn, Suhl
Gewehrfabrik . Gegründet 1751

Wann schreibst Du mir wieder?
Nun, - wahrscheinlich uns! Haushälterisch wie sie ist, läßt sie sich von uns immer so preiswerte Webwaren kommen, wie dies schöne Kleid aus strapazierfähigem, waschechtem Stoff, modern gemustert, Größe 42-48, das
RM 4.45
kostet. Das wär' auch was für Sie! Bestellen Sie es noch heute und verlangen Sie auch unseren großen Webwaren – Katalog, den wir umsonst schicken.
Textil-Manufaktur Haagen
Wilhelm Schöpflin
Haagen 263 Baden

Umzüge
Schwertransport + Auto und Bahn
Großer Spezialbetrieb
Georg Paeplow
Fürstenwalde, Spree / F. 795

Werke - 6 Steine - mit Garantieschein
Für nur Mk. 14.— erhalten Sie diese Damenuhr Goldauflage oder Herrenuhr verchromt in Geschenketui, portofrei geliefert. Mk. 5.- Nachnahme, Rest 3 Monatsraten
— Rückgaberecht —
Walter H. Weigele, Pforzheim, 12
UHRENVERSAND / POSTFACH 342

Müllers Putzzeugkasten haben die Soldaten. Sie schätzen ihn sehr und zahlen ihn auf Raten.

Putzkasten
zum Aufbewahren von Bürsten, Seifen, Nähzeug, 2- u. 3teilig.
40000 verkauft
Kleiderbügel, Frühstücksbrettchen, Bürsten
Verlangen Sie Muster
F. P. Müller & Co. Eichstätt
Vertreter gesucht (Bv)

Waschechte Namenszettel
f. Wehrmacht u. Arbeitsdienst auf Leinen gedruckt lief. pro Dtz. f. 10 Pf. Buchdruckerei Christ. Müller, Coburg, Gerbergasse 2

Tafelbestecke
schwer versilb., langj. Garant., sowie Bestecke aus massiv rostfreiem Edelstahl. Nur Qualität! Große Auswahl, Monatsrat. Freikatalog! Vetterlein, Besteckfabrikation, Solingen 65

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0348
gefördert durch
Baden-Württemberg

Hier wird der Geist geschliffen

Silbenrätsel

Aus den Silben: ap - che - che - chi - del - dun - e - e fel - gau - ge - in - ker - ko - land - lauf - le - ma - mel - mi ne - nen - o - pitz - ra - ral - ran - rie - rund - schim - stall sund - teu - thon - ti - tir - to - ur - ver - wa
sind 14 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch des Ovid ergeben. (ch gilt als ein Buchstabe)

1. Turngerät . . . . . _____
2. Meerestier . . . . . _____
3. Festungsstadt in Mittelitalien . . . . . _____
4. westgermanisches Volk . _____
5. postalischer Begriff . . . _____
6. Dienst des Kavalleristen _____
7. Großadmiral der Vorkriegsmarine . . . . . _____
8. mitteleuropäische Landschaft . . . . . _____
9. Pferd von heller Farbe _____
10. Gefäß . . . . . _____
11. Ausübender eines naturwissenschaftlichen Berufes _____
12. Festungsstadt an der Maas . . . . . _____
13. Bauwerk im Park von Sanssouci . . . . . _____
14. Ort einer Schlacht in Griechenland . . . . . _____

Besuchskartenrätsel

Robert Fierege

Um seinen Dienstgrad zu ermitteln,
Mußt du den Robert tüchtig schütteln.

Rösselsprung

wei	kopf	weich	herz	sol	har	her	kopf
har	macht	ches	und	zen	das	chen	se
das	ma	ter	auf	tes	die	cher	cher
die	tropf	ist	herz	her	kopf	köp	ruht
tho	hart		ein	schlim		wei	wei
ter	welt	me	ze	und	bra	das	te
bö	hans	kampf	ein	art	sche	schmerz	ver
voll	gu	se	reich	und	mann	har	deut

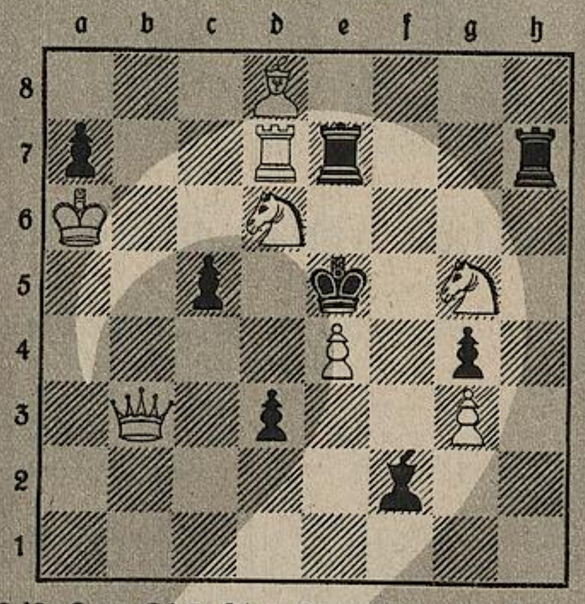
Wortkette

Es sind 12 dreisilbige Wörter folgender Bedeutung zu bilden: 1. Verwandte, 2. bayerisches Königsschloß, 3. Beamter an Fürstenhöfen, 4. Bezeichnung für das Himmelsgewölbe, 5. Unterkunft im Freien, 6. Angehöriger einer Völkergruppe, 7. Reich der nordischen Mythologie, 8. Abschnitt der Urlaubsfahrt, 9. afrikanischer Strom, 10. italienischer Physiolog, 11. alte Stadt in Bithynien, Ort eines Konzils, 12. Erdteil.

Die letzte Silbe des ersten Wortes ist zugleich Anfangssilbe des zweiten usw., so daß die Wörter bei richtiger Lösung eine geschlossene Kette bilden. — Es kommen folgende Mittelsilben zur Verwendung: bel - cä - der - ke - la - ma - mei - ne - nen - rei - si - va

Schachaufgabe

Von Franz Schrüfer



Weiß: Ka6; Db3; Td7; Ld8; Sd6, g5; Be4, g3.
Schwarz: Ke5; Te7, h7; Lf2; Ba7, c5, d3, g4.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus Nummer 8

Silbenrätsel: Ein Held wird nicht geformt, er wird geboren. (Wieland.) 1. Einfall, 2. Ilio, 3. Nahrung, 4. Helmbusch, 5. Eintracht, 6. Lagerlöf, 7. Darre, 8. Bouwerman, 9. Indianer, 10. Ruhrort, 11. Daudet, 12. Norge, 13. Innenminister, 14. Cumberland, 15. Herold, 16. Terror, 17. Gadebusch, 18. Edenkoben.

Konflikt auf der Adria: Streit - Triest.

Silben-Kreuzworträtsel: Waagerecht: 2. Kokarde, 4. Kaper, 5. Genre, 7. Veronika, 8. Gase, 10. Udet, 12. Gellert, 13. Tegel, 15. Unterseeboot, 17. Sela, 19. Mole, 20. Dekanat.
Senkrecht: 1. Dakkar, 2. Kopernikus, 3. Degen, 4. Kard, 6. Rega, 7. Vedette, 9. Segelboot, 11. Eismonat, 14. Gelse, 16. Seele, 18. Lade, 21. Kali.

Feststellung: warnt, tarnt.

Wortkette: 1. Kokarde, 2. Dementi, 3. Tigerjagd, 4. Jagdstaffel, 5. Fellache, 6. Chemiker, 7. Kerzenlicht, 8. Lichtschere, 9. Remise, 10. Seneka, 11. Kaliko.

Räumungs-Verkauf
wegen Abriß der Häuser **Molkenmarkt 6** Preise bedeutend herabgesetzt
In 4 Etagen große Auswahl
vom einfachsten bis elegantesten:
Schlafzimmer • Speisezimmer • Herrenzimmer • Wohnzimmer • Klubmöbel • Couches • Sessel • Küchen
Einzelmöbel jeder Art • Teppiche u. Kronen • Ölgemälde
Möbel-Hasemann

Rheinische Ingenieurschule Mannheim
MASCHINENBAU . ELEKTROTECHNIK
TECHNISCHER KAUFMANN
Programm A kostenlos

Für neue Bezieher der Zeitschrift „Die Wehrmacht":
Die Ausgaben 1, 2, 5 und 6 sind vergriffen
und Nachlieferungen deshalb nicht möglich

Garantie-Fahrräder

mit Freilauf ohne Rücktritt 27,— M., m. Freil. u. Rücktritt 31,50 M. Ein starkes Rad mit Freilauf u. Rücktritt, Halbballon, Chrom-Dynamo-Beleucht., Glocke, Pumpe, Schloß u. Gepäckträger 39,50 M. direkt an Private. Ständig Nachbestellung. Jedes Rad 8 Tage z. Ansicht. Prachtkatalog gratis.
Triepad-Fahrradbau Paderborn 108

Musik-Instrumente? Denn Wilh. Kruse Markneukirchen Nr. 90 u. Klingenthal Sa. Das Haus für Volks- und Hausmusik. Denn Bezug von hier bringt den Beweis: In Güte GROSS und klein im Preis. Künstlerkatalog frei!

Thüringen
Thüring. Höh. Techn. Staatslehranstalt
Maschinenbau mit Autobau Flugzeugbau, Elektrotechnik mit Fernmeldetechnik
Hildburghausen

„OSTA" Qualitäts-Kaffee
2 Pfd. zur Probe franko
1/4kg Kons.-M. 1.00
1/4kg Haush.-M. 1.08
1/4kg Hotel-M. 1.12
1/4kg I. Sorte 1.34
nur RM. 4.54
Tägl. frisch. Röstung
Otto Stadtlander
Bremen 36 W
Wall 158/160

Die Deutsche Kolonialschule
bildet junge Leute für den Beruf des überseeischen Landwirts aus. Semesterbeginn: Ostern und Herbst. Prospekt durch die Direktion
Witzenhausen / Werra

Spezialfabrik
Gegründet 1821
Berliner Koffer- u. Lederwarenfabrik MD Max Densow
Offizier- und Tropen-Koffer
Gewehr- u. Apparate-Koffer
Jede gewünschte Spezialanfertigung
Wehrausrüstungen
Berliner Koffer- u. Lederwarenfabrik
Max Densow Berlin SO 36, Elisabethufer 53

Original MAUSER
JAGD-SPORT-UND VERTEIDIGUNGS-WAFFEN
genießen Feldruf

MAUSER-WERKE A-G OBERNDORF A. NECKAR

An die Mauser-Werke A. G., Oberndorf a. N.
Ich möchte mich über Ihre Original-Mauser Jagd-, Sport- u. Verteidigungswaffen näher unterrichten und bitte um unverbindliche Zusendung Ihrer Drucksache K 490 und Bezugsquellennachweis.
Name: .....
Ort: ..... Kreis: .....
Straße: .....
(Bitte recht deutliche Schrift)

Inserieren bringt Gewinn

Jedes Ungeziefer an allen Tieren vernichtet garantiert
Kontra-Ungeziefer-Pulver
giftfrei, geruch- u. reizlos! Dose 1,— u. 2.50 RM. durch Apoth.-Drogerien od. Alleinherstell.
Gg. Vogger, Geisenfeld i. Obb.

Ein neues Fahrrad?

Ja!
Aber **Miele**
Zu haben bei den Verkaufsstellen für Miele-Fahrräder.

Die Heilung quälender Katarrhe
die Tag und Nacht zum Husten reizen und Schlimmeres befürchten lassen, muß die Beseitigung des Entstehungszustandes der Atmungsschleimhaut und deren Festigung gegen die Krankheitserreger zum Ziel haben. — Das ist es, worauf die großen Erfolge des „Silphoscalin", auch gegen ganz hartnäckige und veraltete Erkrankungen der Atmungsorgane bei Jung und Alt beruhen. „Silphoscalin" hilft wirklich von Grund auf, vor allem durch die Art und Stärke seines gewebekräftigenden Siliciumund Calciumgehaltes. — „Silphoscalin" ist von Professoren, Aerzten, Kranken erprobt und anerkannt. Kaufen Sie aber keine Nachahmungen, sondern nur das Original-„Silphoscalin". Packung mit 80 Tabletten RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. — *Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlose und unverbindliche Zusendung der interessanten illustrierten Aufklärungsschrift S 107* von Dr. phil. nat. Strauß.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0349
gefördert durch Baden-Württemberg

Deutsche Schlauchbootfabrik

Hans Scheibert

Berlin SO 16, Köpenicker Straße 32a

Fernsprecher: Jannowitz F7 5374 und 3301

Alleinhersteller der bekannten Floßsacktype »Berlin« und der »Möwe«-Schlauchboote

Lieferant für Heeres-, Marineverwaltungen und sonstige Behörden

Bau von Floßsäcken und Schlauchbooten in neuzeitlicher Ausführung, Herstellung von Schnellbrücken

Umbauten, Instandsetzungen und Lieferung sämtlicher Ersatzteile

Spezial-Floßsackfarben
zum jährlichen Schutzanstrich der Floßsäcke

Vierzehn Tage FILM

Studie der Eifersucht

„Frei nach der Erzählung von Leo Tolstoi" entstand unter Veit Harlans Spielleitung der neue Ufafilm „Die Kreutzersonate". Allerdings: von Tolstoi ist in dem Drehbuch Eva Leidmanns neben ein paar Dialogfetzen nur das nackte Handlungsgerippe übriggeblieben. Das dichterische Mehr blieb in dem Gestrüpp der besonderen filmdramaturgischen Erfordernisse hängen. Im Vergleich mit dem Ursprungswerk gleicht der Film dem sachlichen Bericht einer Zeitungsnotiz. Trotzdem: die Problemstellung, wie der russische Dichter sie sah, genügt, dem Film Bedeutung und Gewicht zu geben. Auch hier im Auszug verleugnet Tolstoi sich nicht. Um so weniger, als er vom Schauspielerischen her eine kongeniale Ausdeutung erfährt: in der glänzenden Verkörperung des von Eifersucht zerquälten und zuletzt zum Morde an seiner Frau getriebenen Posdnyschew durch Peter Petersen. Er bringt alles mit für diese Gestalt. Schon sein Aussehen mit dem struppigen Bart, der nicht angeklebte Maske, sondern Natur ist wie ein Spiel, und den unruhigen Augen überzeugt. Dieser Posdnyschew hat das Subalterne der unbeherrschten Sinnlichkeit, die verborgene Unreinheit der Leidenschaft, mit der ihn der Dichter versah. Er läßt spüren, daß seine Eifersucht nicht nur dem Manne gilt, der ihn aus der Sicherheit des Besitzenden aufstört, sondern ebenso oder sogar mehr noch jenem Höheren, das seine Frau mit diesem Manne eint: der Musik, einer reineren und verklärteren Form der Vermählung der Seelen, die ihm selber nicht erreichbar ist und die ihn deshalb tödlich kränkt. Durch Petersens meisterhafte Darstellung erhält der Titel mit seiner Anspielung auf Beethovens berühmte Sonate voll den Sinn, der ihm zugedacht ist. Lil Dagovers schöne und reife Fraulichkeit sichert dem Film zusammen mit den treffenden Charakterbildern von Albrecht Schoenhals, Hilde Körber, Walter Werner und dem kleinen Wolfgang Kieling das hohe schauspielerische Gesamtniveau, das ihn sehenswert macht.

Zeitung im Kampf

Im Herbst vorigen Jahres schrieb die Tobis einen Preis für die beste Fabel zu einem Journalistenfilm aus. Er sollte ein zeitgemäßes Gegenstück zu Gustav Freytags Komödie „Die Journalisten", der berühmten Karikatur auf den liberalistischen Zeitungsmann, werden. Das kinofertige Ergebnis liegt jetzt vor. Es ist der Film „Togger", so benannt nach dem Chefredakteur einer großen Tageszeitung, der noch in der Systemzeit den Kampf mit einem mächtigen internationalen Konzern gegen die Überfremdung der heimischen Industrie aufnimmt, der diesen Kampf durch die verbrecherischen Manöver seines Gegners und ein wenig auch durch die Schuld seines Verlegers zunächst verliert, das Feld räumen und das Blatt dem fremden Einfluß ausgeliefert sehen muß, und der dann doch durch das Ereignis der nationalsozialistischen Machtergreifung in seinem Kampfe bestätigt und in sein Amt zurückgeführt wird. Es ist nach dem preisgekrönten Manuskript von Walter Forster und Heinz Bierkowski unter der Regie von Jürgen v. Alten glücklicherweise kein trockener Lehrfilm, vielleicht auch noch nicht der Zeitungsfilm, aber immerhin ein spannender Kriminalfilm geworden, der eine klare Vorstellung von der geistigen Macht der Presse und von den Möglichkeiten ihres Mißbrauchs wie von denen ihres segensreichen Einsatzes zum Wohle von Volk und Staat vermittelt. Aus der Gegenwart herausgegriffen, von den Kräften bewegt, die sie bewegen, ist er unserer Teilnahme sicher.

Mancherlei Unterhaltung

„Frauenliebe — Frauenleid": Besser, spannender, und von einer echteren Menschlichkeit als der in den Knien weiche Titel ahnen läßt. Kriminalistik, die sich am Schlusse in ein Nichts auflöst und das tragische Bild einer jungen Mutter freigibt. Von Augusto Genina in Buch und Regie meisterhaft aufgebaut. Von Magda Schneider, Ivan Petrovich und Oskar Sima mit dem begabten Filmkind Peter Bosse schlicht und einfach gespielt.

„Vor Liebe wird gewarnt": Eines von den netten kleinen Lustspielen, in denen Karl Lamac mit handfesten Scherzen Regie und Anny Ondra als Hauptdarstellerin mit der gepflegteren Komik einer treffsicheren Mimik das künstlerische Szepter führt.

„Lumpaci-Vagabundus": Nestroys alte Wiener Zauberposse, von Geza v. Bolvary mit leichter Hand über die Leinwand gebildert. Helles, lustig verträumtes Biedermeier mit Weaner Wehmut und ein wenig Galle aus dem ausgiebigen Vorrat des Zynikers Nestroy. Die treffendste Gestalt: Paul Hörbiger voll triebdunkler Schwermut als der rettungslos im Suff versackte Schuster Knieriem. Neben ihm die Geretteten: der brave Tischler Hans Holts und der vom Glanz der großen Welt verblendete Schneider Heinz Rühmanns — dieser wieder ein Spaß für sich.

„Premiere": Eine Revue rollt ab von A bis Z: Mädchenbeine, Fräcke, Mädchenbeine, Steptänze, Mädchenbeine, Schlagerlieder, Varieté und wieder Mädchenbeine, zwischendurch ein Mord und die Arbeit der Kriminalpolizei hinter der Bühne, Verdächtigungen und Verhöre, bis mit den letzten Takten der Musik der Täter gefunden ist. Eine Wiener Arbeit von Geza v. Bolvary für den sogenannten internationalen Geschmack. Die Schwedin Zarah Leander, zum erstenmal in einem deutschen Film, fällt durch ein schönes und starkes Gesicht auf.

Frank Maraun

„Hektor" Ae

Die Armbanduhr für Beruf und Sport

Zuverlässig — geschmackvoll trotzdem schon ab 13.– RM.

EIN THIEL ERZEUGNIS

Nur in Uhrenfachgeschäften zu haben

Rad Aria sehr billig

35 Jahre bewährt, 60 versch. Modelle, Frachtfr. Neuheiten: Gabel- und Sattelstütze mit Schwing-Federung. Fahrräder v.M. 29.- an. Zubehör billigst. Katalog gratis

Franz Verheyen
Frankfurt a. M. 62

Gratis Bücher

katalog 136 Seiten, auch Berufsbücher.
Urano-Verlag 475
Frankfurt a. M. 1

Kittlose Glasdächer

„WEMA" D. R. P.

D.R.P. WEMA

J. Eberspächer Glasdachwerk
ESSLINGEN a. N.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0350

gefördert durch Baden-Württemberg

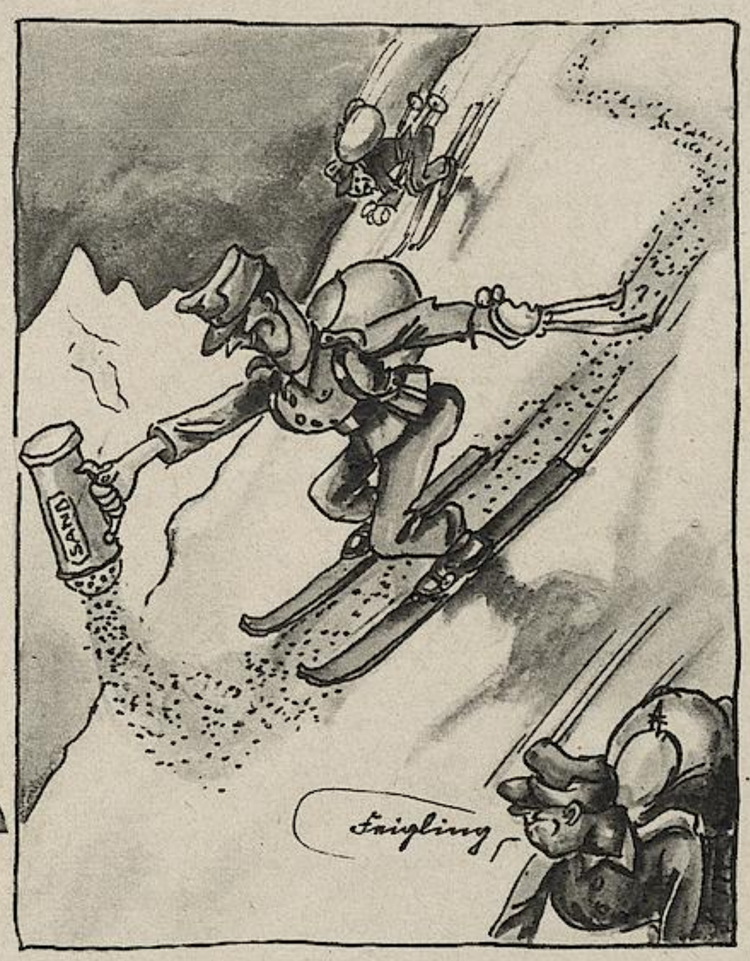
Endlich die „Bergpferdbremse" für den Steilabhang - kein Hinuntergaloppieren mehr

Vorschläge für Überängstliche: Im Sommer führen sie ihr Geländer mit sich

Im Winter. Bei Gefahr, - Auswerfen eines Ankers - und

zur Fahrtverminderung eine „Sandstreubüchse" für Steilhänge

Steigtraining am laufenden Band im Zimmer - spart Zeit und läßt am Abend keine Langeweile aufkommen



LENICET-WUND-U. KÖRPERPUDER

verhindert Wundlaufen und übermäßige Schweißabsonderung

auf Märschen, bei Felddienstübungen und im Manöver

Dr. Rudolf Reiss, Rheumasan- u. Lenicet-Fabrik, Berlin NW 87/We

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0351

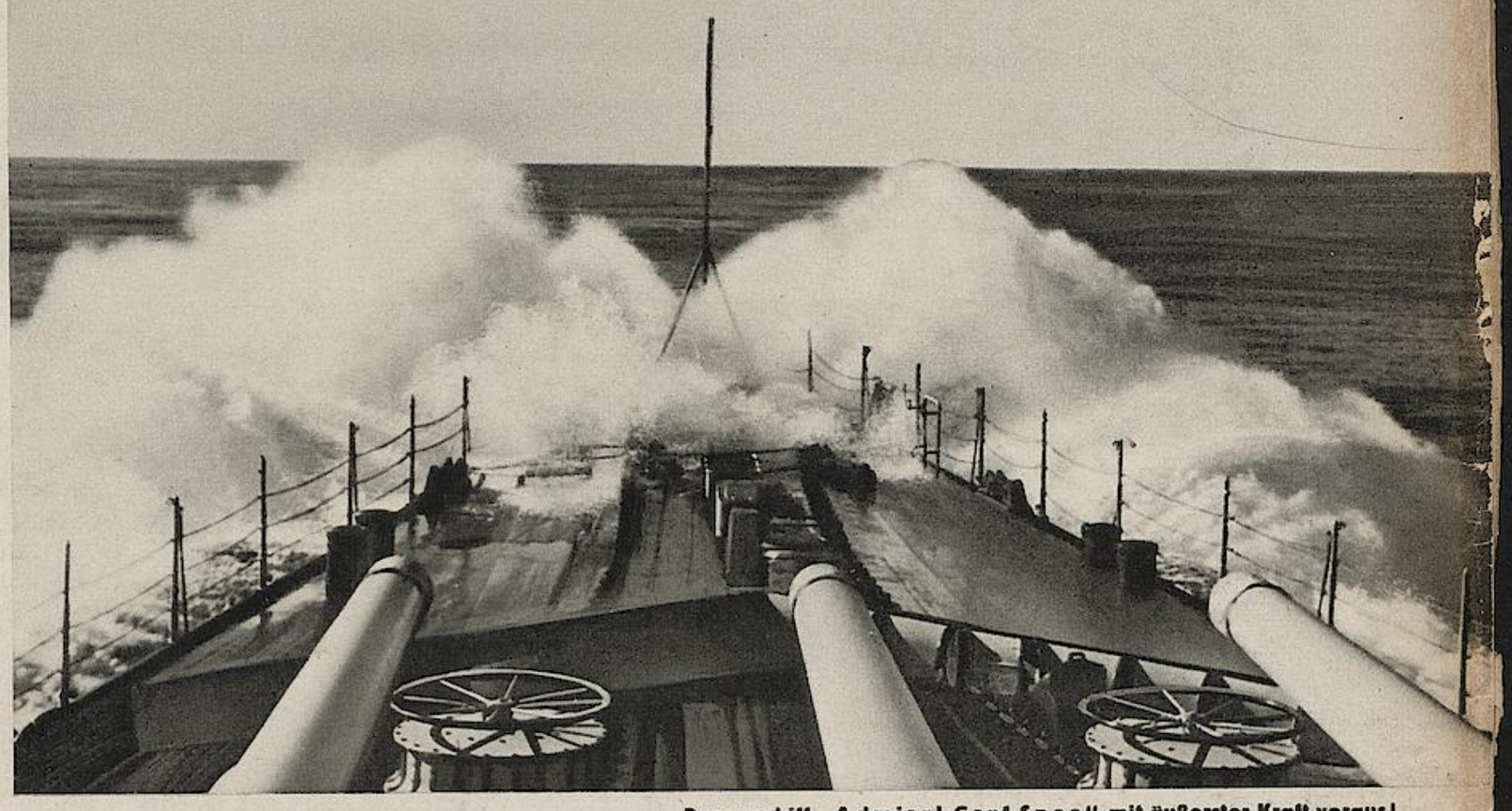
gefördert durch
Baden-Württemberg

L 3040 14/6

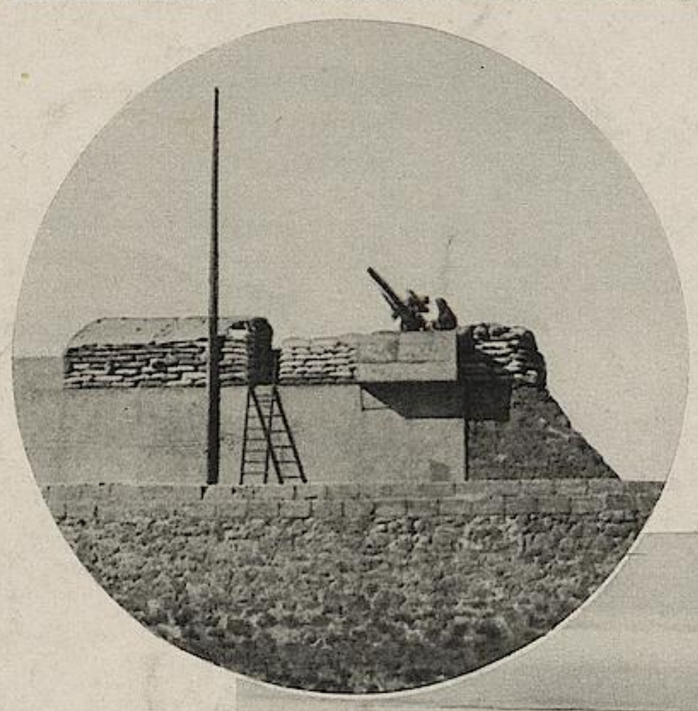
Kriegsschiffe aus aller Welt vor Spanien

Seit über einem halben Jahr tobt der Bürgerkrieg in Spanien, und noch immer halten sich deutsche Kriegsschiffe in spanischen Gewässern auf, um unseren Interessen zu dienen. Während anfangs die Tätigkeit der deutschen Seestreitkräfte bei Rückführung der Flüchtlinge eine aktive war, ist sie heute mehr abwartend und beobachtend. Das hat den großen Vorteil, daß die Ausbildung der Besatzungen wieder den größten Teil der Zeit beanspruchen kann. Es kommt hinzu, daß diese Ausbildung in einem Seegebiet stattfindet, das dem Soldaten größere Seegewöhnung vermittelt und klimatisch günstig ist. Während in den Monaten Oktober bis Februar in der Ost- und Nordsee Regen, Schnee, Kälte, Nebel und Unsichtigkeit abwechseln und die Durchführung von Übungen erschweren, sind im Atlantik und Mittelmeer die Schlechtwetterperioden kürzer, die Tage länger und die Anforderungen der hohen See größer. Das Fehlen eigener Stützpunkte mit Werften und Arsenalen erzieht zu großer Selbständigkeit bei der Ausführung etwaiger Instandsetzungsarbeiten. Schießübungen auf ruhende und geschleppte Scheiben können im freien Seeraum abseits der Dampferstraßen jederzeit abgehalten werden. In den nach langen Seetörns angelaufenen nationalen spanischen oder marokkanischen Häfen, im internationalen Tanger oder im englischen Gibraltar gilt es dann zu zeigen, daß das neue Deutschland wieder gleichberechtigt in der Gemeinschaft der Völker mitzuarbeiten gewillt ist. Der Soldat lernt im Verkehr mit Engländern, Italienern, Spaniern, Franzosen und Arabern deren Denkweise kennen und ihre Handlungen beurteilen. Dies gilt insonderheit für den Offizier, der die politische Lage beurteilen und sich über ihre zukünftige Entwicklung Gedanken machen muß. Der Vergleich der eigenen Schiffe und Einrichtungen mit denen fremder Völker gibt gelegentlich wertvolle Anregungen für ihre Weiterentwicklung und Vervollkommnung. Die Reeden von Tanger und von Palma auf der Baleareninsel Mallorca sind beispielsweise beliebte Sammelpunkte der internationalen Seestreitkräfte. Das deutsche Panzerschiff „Admiral Graf Spee", das britische Schlachtschiff „Nelson" mit dem Kreuzer „Orion" und Zerstörern, der französische Kreuzer „Duquesne" und mehrere Zerstörer, italienische Schiffe verschiedener Klassen, spanische Hilfskreuzer und Bewacher gaben sich erst kürzlich in Palma ein großes Stelldichein. In der Stadt, auf den Straßen herrscht dann reges Leben, alle Sprachen schwirren durcheinander, und die Geschäftsleute haben gute Tage. Autoausflüge in die nähere und weitere Umgebung schöner Plätze erschließen den Soldaten die Schönheit und Eigenart anderer Gegenden und lassen die Anstrengungen der Seefahrt schnell vergessen. Und hinterher versucht eine Nation der anderen den Rang abzulaufen, wenn es sich auf der Promenade oder im Park um die Gunst der glutäugigen Schönen handelt. Schneller, als es manchem lieb ist, geht es dann wieder in See, wo der Schutz der deutschen Handelsschiffahrt die Anwesenheit des deutschen Kriegsschiffes erfordert.

Walter Druschki
Kapitänleutnant
Panzerschiff „Admiral Graf Spee"



Panzerschiff „Admiral Graf Spee" mit äußerster Kraft voraus!



Im Kreis: Spanischer Flugzeugabwehrposten

Ein Landungszug beim Appell

Im Hafen von Palma di Mallorca. Im Hintergrunde die Kathedrale

Aufnahmen: Friedrich Schultz (2), Peter Gansen (1), Kaptlt. Druschki (1)

Hauptschriftleiter: Dr. Richard Jügler, Berlin-Steglitz. Stellvertreter des Hauptschriftleiters und für den Inhalt verantwortlich: Bernd E. H. Overhues, Berlin-Westend. Graphische Gestaltung: Dassel, Berlin-Wilmersdorf. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr. Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: Die Vertriebsstelle Ludwig Zernegg, Wien 6, Theobaldgasse 19. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Hans-Joachim von Killisch-Horn, Berlin W 30. D.-A. IV. 1936: 147 343. Auflage dieser Ausgabe: 240 000. Anzeigenberechnung und Rabatt nach Tarif. Z. Zt. ist Preisliste Nr. 2 gültig. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Anzeigenschluß am Mittwoch der Vorwoche des Erscheinungstages. Verlag: „Die Wehrmacht" GmbH., Berlin W 8, Kronenstraße 37, Fernruf: A 6 (Merkur) 3918/19, Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Satzherstellung: Berliner Börsen-Zeitung, Druckerei und Verlag GmbH., Berlin W 8; Kupfertiefdruck: Otto Elsner K.-G., Berlin S 42. Bei Betriebsstörungen usw. können irgendwelche Ersatzansprüche nicht geltend gemacht werden. Erscheinungsweise: Monatlich zweimal (am ersten und dritten Freitag jeden Monats). Einzelpreis 25 Rpf. Für die Zustellung durch Boten werden 3 Rpf. Bestellgeld erhoben. Postbezugspreis: Monatlich 50 Rpf. zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld. Im Ausland kann die Zeitschrift bei der Post bestellt werden.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1936_1937/0352
gefördert durch Baden-Württemberg